

mo

MAGAZIN FÜR
MENSCHENRECHTE NR. 50



GABRIELE MICHALITSCH
Wirtschaft ist männlich

CHRISTL CLEAR
Erste schwarze Lifestyle-
Bloggerin Österreichs

UTE BOCK
In memoriam

JR DIE
QUOT

Frauenvolksbegehren 2.0

FÜR GLEICHSTELLUNG



Was MO-KolporteurInnen erleben

Illustration: PM Hoffmann, Text: Thyra Veyder-Malberg



Surprise! Die 50. Ausgabe von MO - Magazin für Menschenrechte.



JETZT SPENDEN!
IBAN: AT87 6000 0000 9100 0590
BIC: BAWAATWW



Foto: Karin Wasner

Christl Clear, Vorreiterin als erste schwarze Lifestyle-Bloggerin in Österreich.

N Liebe Leserin Lieber Leser

Nach 50 Jahren Frauenbewegung in Österreich ist zwar viel passiert, aber trotzdem nicht genug, sagt Schifteh Hashemi, Sprecherin des Frauenvolksbegehrens 2.0. Die Gleichwertigkeit von Mann und Frau sei im Alltag auch 20 Jahre nach dem ersten Frauenvolksbegehren noch nicht angekommen. Tatsächlich nehmen an den Tischen, an denen Entscheidungen getroffen werden, immer noch vorwiegend Männer Platz. Auch die #metoo-Debatte zeigt, es geht bei Belästigung und sexueller Gewalt in erster Linie um eine Frage der Macht. Dass „alte“ Fälle wie jene von Toni Sailer nun aufkommen, scheint das zu bestätigen. In dieser Ausgabe von MO nehmen wir das Frauenvolksbegehren zum Anlass, um nach dem Status Quo der Geschlechterverhältnisse zu fragen. Dass es in 2.100 Gemeinden in Österreich nur 161 Bürgermeisterinnen gibt, spricht dabei schon fast für sich. Im Übrigen freuen wir uns über die 50. Ausgabe dieses Magazins, das früher einmal als „Moment“ bekannt war und wegen einer Namensgleichheit in „MO“ umgetauft wurde. Wir danken all den großartigen Autorinnen und Autoren, die dazu beigetragen haben, dass MO lesenswert ist. Und wir danken den Kolporteurinnen und Kolporteurs, die das Heft oft sensationell gut verkauft haben. In diesem Sinn:

Spannende Momente wünscht
Gunnar Landsgesell



8 Ökonomin Michalitsch im Interview, Foto: Karin Wasner



16 Als Bürgermeisterin in Österreich, Foto: Marius Yoyneh Kraemer



26 Ute Bock – ihre Kolumnen, Foto: Tereza Mundilova

Einstieg

2 CARTOON

Surprise! Die 50. Ausgabe von MO-Magazin für Menschenrechte.

3 EDITORIAL

7 HANDLUNGSBEDARF

Hat die Regierung ein Antisemitismus-Problem?

Kommentar: Alexander Pollak

Dossier: Frauenvolksbegehren 2.0

6 EIN RUCK IN VIELEN INSTITUTIONEN

Schifteh Hashemi, Sprecherin des Frauenvolksbegehren 2.0 über #metoo, Gender Pay Gap, und fehlende Gleichstellung.

Interview: Gunnar Landsgesell, Alexander Pollak

8 UNGLEICHE RESSOURCEN

Ein Gespräch mit der Ökonomin Gabriele Michalitsch über männliche Firmenchefs und weibliche Ein-Personen-Unternehmerinnen.

Interview: Ina Freudenschuß

12 OSMANISCHE DIRNDL UND ÖSTERREICHISCHE AFROS

Die Designerin Canan Ekici-Bülbul und die Lifestyle-Bloggerin Christl Clear brechen Stereotype auf. Ein Porträt.

Text: Nour-El-Houda Khelifi

16 BERUFSWUNSCH BÜRGERMEISTERIN

Unter 2.100 Bürgermeistern in Österreich finden sich gerade einmal 161 Frauen. Drei von ihnen erzählen über ihre Erfahrungen.

Text: Eva Maria Bachingner

Welt

20 SERVUS, NEUES MO!

Florin Pacuraru ist Kolporteur des MO Magazins. Wir haben ihn anlässlich der 50. Ausgabe begleitet.

Reportage: Muhamed Beganovic

24 MO ALS NEBENJOB

Eric, Valeria, Estera, Georghe und Leopold sind fünf der Menschen, die MO verkaufen. Kompiliert von Bernhard Spindler

25 IMPRESSUM

26 KÖNNEN'S IHNEN DAS VORSTELLEN?

Am 19. Jänner 2018 starb die Erzieherin und Flüchtlingshelferin Ute Bock. In ihren MO-Kolumnen nannte sie die Dinge beim Namen.

29 DAS GRÖSSTE GLÜCK

Neustart in Österreich: Wie eine junge Syrerin ihr Leben ein zweites Mal aufbaut. Teil 2 der Porträtreihe über Geflüchtete von 2015.

Reportage: Milena Österreicher

32 FAKE INDUSTRY

Werner Bootes neuer Film „The Green Lie“ handelt von den Ökologen der Konzerne und schärft unseren Blick. Text: Gunnar Landsgesell

Rubriken

34 KOLUMNEN

Martin Schenk: Früchte des Zorns

Philipp Sonderegger: Das Vermächtnis der Frau Bock

Clara Akinyosoye: Zuwanderungspolitik ist abgesagt

36 QUALITÄTS- ODER DUMPINGSTRATEGIE?

Markus Marterbauer über die ökonomisch guten

Startbedingungen der neuen Regierung. Was macht sie daraus?

38 NEUES AUS DER PARALLELGESELLSCHAFT

Ein humorvoller Blick auf den Alltag einer wienerisch-muslimischen Suderantin. Diesmal: Spuckende Lamas im 10.

Kolumne: Nour El-Houda Khelifi

40 MEDIEN

Bücher: Mehr Kopf als Tuch / Europas längster Sommer /

Unter Extremisten / Automatisierung und Ausbeutung /

Handbuch Reichtum / Erde in Not

41 SPOTLIGHT

„Ausbilden statt Abschieben“ - Eine Lehrlingsinitiative von

Rudi Anschober. Text: Muhamed Beganovic

45 SOS MITMENSCH

25-Jahr-Matinee im vibrierenden Burgtheater

46 ANDERE ÜBER ...

Der Historiker Stefan Karner über die Chancen einer FPÖ-initiierten Historikerkommission.

HANDLUNGSBEDARF

Gegenwärtiger Antisemitismus

Die Bundesregierung ruft zum Kampf gegen Antisemitismus auf und verleugnet zugleich das Antisemitismusproblem, das sie selbst hat.

Kommentar: Alexander Pollak

Bundeskanzler Sebastian Kurz und Vizekanzler Heinz-Christian Strache scheinen sich einig darin zu sein, dass der Kampf gegen Antisemitismus höchste Priorität genießt. Kurz spricht davon, dass es „für Antisemitismus, Rassismus und Hetze keinen Platz in unserer Gesellschaft geben“ dürfe und es daher wichtig sei „solchen Tendenzen mehr denn je entschieden entgegenzutreten“. Strache sagt, Antisemitismus habe „in der FPÖ, aber auch im 3. Lager im Allgemeinen, nichts verloren“, er fügt jedoch hinzu „Antisemitismus ist dort auch nicht vorhanden“.

Der letzte Satz macht stutzig. Antisemitismus nicht vorhanden? Recherchen von SOS Mitmensch dokumentieren, dass die FPÖ-Parteiführung seit vielen Jahren die Verbreitung von Antisemitismus mit hohen Geldsummen unterstützt. Die rechtsextreme und zutiefst antisemitische „Aula“ wurde in den vergangenen 10 Jahren mit regelmäßigen Inseratschaltungen gefördert. Dort wurden etwa Beiträge abgedruckt, die von der „Judaisierung der Welt“ sprechen und die die Frage aufwerfen, ob die „jüdische Weltherrschaft“ nur noch „eine Frage der Zeit“ sei. Der Holocaust wird in „Aula“-Artikeln oftmals nur unter Anführungszeichen geschrieben. Holocaustleugnern werden Huldigungsbeiträge gewidmet, wohingegen KZ-Überlebende

verunglimpft werden. Selbst Neonazis erhalten in der „Aula“ breiten Raum für ihre Ergüsse. Das NS-Verbotsgesetz wird regelmäßig attackiert. Gleichzeitig tauchen regelmäßig FPÖ-Spitzenpolitiker wie Strache, Hofer, Haimbuchner, Kunasek, Gudenus und viele mehr in der „Aula“ auf. FPÖ-Obmann Strache gehört sogar zu jenen, die dem antisemitischen Magazin zu dessen Jubiläum schriftlich gratulierten. Strache sprach dabei wörtlich von „unserer Aula“.

Hofer: „Soros steuert Flüchtlingsströme“

Wenn Strache nun meint, Antisemitismus sei im dritten Lager nicht vorhanden, dann erteilt er der kritischen Aufarbeitung von Antisemitismus eine herbe Abfuhr. Denn was nicht vorhanden ist, kann auch nicht aufgearbeitet werden.

Hinter den Regierungsrufen nach einem „Kampf gegen Antisemitismus“ steckt demnach weniger der Wille zu einer ernsthaften Auseinandersetzung als vielmehr Strategie: Es soll eine Schutzfassade aufgebaut werden, um Vorbehalte gegen die Regierung wegen ihrer Nähe zum organisierten Rechtsextremismus abzuwehren.

Wie dünn diese Abwehrfassade ist und wie sehr es dahinter wuchert, zeigte ein Ereignis kurz vor der Nationalratswahl. Das Führungsduo der FPÖ, Strache und Hofer, war in einem rechtslastigen Magazin gemein-



Illustration: Petja Dimitrova

sam zum Interview angetreten. Vom Interviewer darauf angesprochen, dass der Milliardär George Soros „der Lenker der Masseneinwanderung“ sei, wiesen sie diese in antisemitischen Kreisen beliebte Verschwörungstheorie nicht etwa brüsk zurück, sondern Hofer legte nach: „Soros steuert mit Sicherheit einiges auf der Welt, auch die Flüchtlingsströme. Das weiß man.“

Zweifelsohne ist der Antisemitismus, der in der jetzigen Regierung steckt, nur ein Teil des Antisemitismusproblems in Österreich, allerdings ein gewichtiger Teil, der seit dem Regierungseintritt der FPÖ bis hinein in höchste Ämter dieser Republik reicht.

Juden und Jüdinnen haben ein Recht auf ein freies, sicheres und gleichberechtigtes Leben in Österreich, ohne Bedrohung für Leib und Leben, ohne Belästigung auf der Straße, ohne Diskriminierung, ohne Hetzkampagnen, ohne Verleugnung antisemitischer Verbrechen und ohne zum Bestandteil von Verschwörungstheorien gemacht zu werden.

Dafür muss umfassend gekämpft werden: im persönlichen Alltag, in der Bildung, in religiösen und nichtreligiösen Vereinen, in Medien, der Justiz, der Exekutive und auch in der Politik.

„WIR MÜSSEN UNSERE GEWOHNHEITEN IN FRAGE STELLEN“

Frauen erhalten oft weniger Gehalt, erfahren mehr Gewalt und sind an Entscheidungstischen oft unterrepräsentiert. Schifteh Hashemi, Sprecherin des Vereins Frauenvolksbegehren 2.0 über Gender Pay Gap, #metoo und die 1-Millionen-Frage.

Interview: Gunnar Landsgesell, Alexander Pollak

Wie erklären Sie den Menschen in Österreich und der österreichischen Bundesregierung, von deren Mitgliedern ja bislang niemand das Volksbegehren unterzeichnen will, dass wir im Jahr 2018 ein Frauenvolksbegehren brauchen?

Die Gleichwertigkeit von Frau und Mann ist im Alltag noch nicht angekommen. Frauen bekommen noch immer weniger Gehalt und sie leisten den Großteil der unbezahlten Arbeit. Sie sind häufiger von sexueller oder körperlicher Gewalt betroffen und sind an den Entscheidungstischen – ob in Politik, Wirtschaft, Sport, Medien oder Kultur – nicht ausreichend vertreten. Das sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Wir wollen echte Gleichwertigkeit, echte Vielfalt und echte Sicherheit. Und wir wollen, dass sich Frauen und Männer unabhängig von Rollenklischees frei entwickeln können. Für all das braucht es auch im Jahr 2018 – leider – noch ein Frauen*Volksbegehren.

1997 gab es bereits ein Frauenvolksbegehren mit 650.000 Unterschriften. Was wurde in den 20 Jahren erreicht?

Sehr viel und trotzdem nicht genug. Dass wir Frauen heute mit dieser Selbstverständlichkeit hier stehen und unsere Gleichwertigkeit in allen Bereichen des Lebens begehren,

**#METOO: WIR SEHEN
GERADE, DASS DURCH
VIELE INSTITUTIONEN
EIN RUCK GEHT.**

ist nicht plötzlich gekommen. Da steckt viel Arbeit drinnen, im gesetzlichen Regelwerk, in den Strukturen vieler Institutionen und nicht zuletzt in den Köpfen von uns allen.

Fernsehdiskussionen, Politik- und Wirtschaftstreffen, auch die Parlamentsreihen sind überwiegend männlich besetzt. Warum wird das von vielen als normal empfunden und kaum kommentiert?

Es wird als normal empfunden, weil es die letzten Jahrzehnte normal war. Das ist das Bild, mit dem viele von uns aufgewachsen sind. Diese männliche Dominanz ist fest in unseren Alltag eingeschrieben und bestimmt unser Bewusstsein von Normalität. Mit dieser Vergangenheit zu brechen, ist ein schwieriger Prozess. Wir müssen ja unsere eigenen Gewohnheiten und Bilder in Frage stellen.

Was könnte eine Frauenquote bewirken? Würde sie auch unser Bewusstsein ändern? Wir fordern eine Geschlechterquote, keine Frauenquote. Das heißt, dass es auch in klassisch weiblich dominierten Berufen mehr Männer braucht. Gleichwertigkeit hat mit Repräsentation und gleichen Chancen zu tun. Eine Geschlechterquote schärft den Blick für Talente, die nicht sofort als solche wahrgenommen werden. Zusätzlich könnten wir ein neues Bild von ‚normal‘ lernen. Vielfalt und Ausgewogenheit der Geschlechter wird selbstverständlich.



Sprecherin Schifteh Hashemi fordert verpflichtende Einkommensberichte in Unternehmen, um Fälle von Gender Pay Gap transparent zu machen. Die notwendigen Unterstützungserklärungen von zumindest 8.401 Stimmen für ein Volksbegehren wurden bereits am 2. Tag erreicht. Bis 12. März kann noch unterschrieben werden.

Soziale Berufe sind notorisch schlechter bezahlt als etwa technische Berufe. Hat das damit zu tun, dass eine Berufsgruppe eher weiblich, die andere eher männlich besetzt ist? Was ist zu tun?

Je höher der Frauenanteil, desto niedriger die Entlohnung. Das gilt für viele Berufe, insbesondere im sozialen Bereich. Pflege- und Hausarbeit gelten seit jeher als selbstverständliche Pflichten der Frau. So werden diese Tätigkeiten entweder gar nicht oder schlechter entlohnt. Zum einen verdienen diese Berufe mehr öffentliche Anerkennung, denn sie sind essentiell für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Zum anderen wollen wir eine gerechtere Verteilung von Arbeit. Viele Frauen können nur Teilzeit arbeiten, da auf ihren Schultern die Haus- und Sorgearbeit lastet. Weniger Erwerbsarbeitsstunden für Frauen und Männer wäre eine Voraussetzung für eine gerechtere Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit.

Warum gibt es in Österreich eigentlich bis heute keine Bundeskanzlerin?

Die 1-Millionen-Frage. Nein, im Ernst: Die Gründe sind vielfältig und das Frauen*Volksbegehren deckt sie alle ab. Weil wir viel zu früh mit Stereotypen konfrontiert werden, anstatt echte Wahlfreiheit

FRAUENFEINDLICHE STRUKTUREN FINDEN SICH ÜBERALL, UNABHÄNGIG VON HERKUNFT ODER RELIGION.

und Vielfalt zu ermöglichen. Weil Frauen, die Lust und das Potential hätten Bundeskanzlerin zu werden, durch unzureichende Kinderbetreuung, den Großteil der Sorgearbeit und die gläserne Decke bei diesem Karriereschritt behindert werden.

In einem offenen Brief an die neue Regierung heißt es zum Thema Lohnschere: ‚Wir nehmen es nicht länger hin, schlecht

bezahlt und mit weniger Aufstiegschancen abgespeist zu werden. Österreich, das viertreichste Land in der EU, hat einen der größten Vermögens- und Lohnunterschiede. Das muss sich ändern! Was sollte die neue Regierung tun?

Wir fordern, dass Einkommensberichte in Unternehmen verpflichtend werden. Es muss klar ersichtlich sein, wer wie viel in welchem Unternehmen verdient und warum. Oft ist es ja so, dass im selben Team bei gleicher Arbeit, die Frau weniger Gehalt bekommt, als ihr männlicher Kollege. Aber niemand außer der Personalabteilung weiß es. Das heißt: Ein Unternehmen legt einen Einkommensbericht vor, da sind Differenzen, die nicht erklärbar sind, und dann ist das Unternehmen verpflichtet, diese auch abzubauen, sonst gibt es Sanktionen.

Bei Debatten über MigrantInnen und Islam werden durchwegs patriarchale Strukturen kritisiert. Es wird dabei ein Bild vom Patriarchat als Fremdes und von außen Kommendes gezeichnet. Nehmen wir uns selbst fortschrittlicher wahr als wir sind?

Die eigentliche Frage ist, wem ein solcher Vergleich nützt. Frauenfeindliche Strukturen finden wir überall, unabhängig von Herkunft und Religion. Was sie unterscheidet, ist, wie offen und explizit sie gezeigt werden (dürfen), ohne sanktioniert zu werden. Pauschalierende Aussagen über eine ganze Religionsgemeinschaft machen allerdings handlungsunfähig. Damit ist weder Frauen in Saudi Arabien, noch jenen in Österreich geholfen. Dort, wo Frauen diskriminiert werden oder Gewalt erfahren, müssen wir es kompromisslos benennen.

Sexuelle Belästigung wird von Hollywood bis zum ÖSV und über #metoo so breit thematisiert wie vielleicht noch nie. Ist das ein Hype oder macht das eine strukturelle Änderung sichtbar?

#metoo leistet einen wichtigen Beitrag zur Sichtbarkeit von sexueller Gewalt, zur Entstigmatisierung von Betroffenen und zur öffentlichen Debatte über Sexismus. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass es je so einen offenen und breiten medialen Diskurs zu sexueller Gewalt gegeben hat. Wie nachhaltig der Diskurs auch Strukturen verändert, können wir erst im Nachhinein bewerten. Aber wir sehen gerade, dass durch viele Institutionen ein Ruck geht – man setzt sich mit dem Thema auseinander. Darin liegt eine große Chance für uns alle.



„WAS WIE VON WEM PRODUZIERT WIRD, BESTIMMEN IMMER NOCH MÄNNER“

Auch nach fast 50 Jahren Frauenbewegung ist die Teilhabe von Frauen begrenzt. Die Politologin und Ökonomin Gabriele Michalitsch über männliche Firmenchefs, weibliche Ein-Personen-Unternehmen und was von der schwarz-blauen Regierung noch zu erwarten ist.

*Interview: Ina Freudenschuß
Fotos: Karin Wasner*

Sie beobachten die Geschlechterverhältnisse seit vielen Jahren. In welchem Gesellschaftsbereich gibt es Ihrer Meinung nach die größten Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen?

Ich habe einen integrativen Zugang, das Ökonomische ist aus meiner Sicht nicht vom Sozialen und auch nicht vom Kulturellen zu trennen. Von der Vorstellung, dass irgendetwas ohne Ökonomie geht, mussten wir uns spätestens im neoliberalen Zeitalter verabschieden.

Und ja, in Bezug auf Gleichstellungsfragen ist die Ökonomie immer noch der Kernbereich. Es gibt kaum Veränderungen im Hinblick auf Einkommensdifferenzen oder auch darauf, wer über Kapital verfügt. Die Frage, was produziert wird, liegt immer noch ungeboren in Männerhand. Der Unterneh-

menssektor ist männlich. Die Wirtschaftskammer behauptet zwar stolz, dass ein Drittel der UnternehmerInnen weiblich sei. Aber wenn man sich diese Unternehmen genauer anschaut, dann sind das fast alles Ein-Personen- und Kleinstunternehmen. Von Kapital kann hier keine Rede sein.

DIE UNABHÄNGIGKEIT VON FRAUEN HAT DIE UNGLEICHE RESSOURCENVERTEILUNG NICHT VERÄNDERT.

Was hat sich in den letzten 50 Jahren verbessert?

Ganz klar die rechtliche Situation von Frauen. Auch das Ernährer-Modell hat sich weitgehend aufgelöst. Bei letzterem kann man natürlich streiten, ob es eine Verbesserung

darstellt - ich würde sagen, ja. Es ist immer noch besser teilzeitbeschäftigt zu sein, als gar nicht erwerbstätig zu sein. Die ökonomische Unabhängigkeit von Frauen gegenüber Männern hat sich gegenüber den 1970ern sehr wohl erhöht. Dennoch hat dies nichts an der ungleichen Verteilung der Ressourcen der Gesellschaft geändert – im Hinblick auf Kapital, Vermögen und Einkommen.

Medial ist Gleichstellung aber auch die Auseinandersetzung mit Sexismus in den letzten 10 Jahren stärker präsent. Ich denke dabei an Femen, die Slutwalks, #aufschrei, jetzt auch #metoo. Sorgen diese Debatten für einen respektvolleren Umgang zwischen Frauen und Männern?

Ja, aber die Effekte können schwer gemessen werden. Meine persönliche Beobach-



Dann heißt es: „Das ist halt nix für Frauen.“

tung ist, dass sie ambivalente Folgen haben. Gerade #metoo wird von vielen Männern ja auch sehr stark abgewehrt und als ein „Zuviel an Political Correctness“ verunglimpft.

Auch von Frauen, wie der Brief der 100 Französisinnen zeigt, der ein „Recht auf Belästigung“ für Männer einforderte.

Sexuelle Belästigung hat etwas mit Hierarchisierung in der Gesellschaft zu tun. Das Wichtige an #metoo ist ja, dass es zeigt, wie die Geschlechter in den Alltagspraktiken hierarchisiert sind. Es geht nicht darum, dass Männer nicht wissen, wann sie belästigen.

Konträr zu den medialen Debatten stehen die realen politischen Verhältnisse: Trump in den USA, die Orbanisierung Europas, nun auch noch Schwarz-Blau II in Österreich. Könnte dieser rechtskonservative Ruck quer durch die westlichen Gesellschaften auch bereits erreichte Frauenrechte bedrohen?

Ja, wir stehen vor dem Problem, dass die Rechten eine grundlegende Re-Naturalisierung der Geschlechter propagieren. Im Schwarz-Blauen Regierungsprogramm steht

beispielsweise geschrieben: „Die Unterschiede der Geschlechter machen den Mehrwert für die Gesellschaft sichtbar“ (sic!). Die Familie sei Mann und Frau und die gemeinsamen Kinder, so wird das definiert. Diese angeblich unterschiedliche Natur der Geschlechter bedeutet nicht nur,

SEXUELLE BELÄSTIGUNG HAT ETWAS MIT HIERARCHISIERUNG IN DER GESELLSCHAFT ZU TUN.

dass Frauen primär als Mütter definiert werden, sondern auch, dass jeglicher Frauenförderung z.B. im technischen Bereich ihre Sinnhaftigkeit abgesprochen wird – es heißt dann: „Das ist halt nix für Frauen“.

Der Teil sticht hervor, ansonsten orientiert sich das Programm hinsichtlich der Frauenforderungen aber doch sehr stark an seinen Vorgängern.

Das sehe ich nicht so. Es ist überhaupt keine Rede von Frauenförderung, außer in der Wissenschaft. Und auch hier geht es nur um Vereinbarkeit. Gewalt kommt nur in Verknüpfung mit Migration vor, es gibt

weder ein Bekenntnis zur Gleichstellungspolitik noch zu Gender Mainstreaming. Das einzige, von dem zu lesen ist, ist Vereinbarkeitspolitik. In der Praxis sehen wir ja bereits in Oberösterreich, wie es läuft. Es wird auch auf Bundesebene so kommen, dass unliebsamen Frauenorganisationen die Förderungen gestrichen werden. Das ist schon eine massive Verschiebung im Vergleich zu früher.

Was könnten aus dieser Position der re-naturalisierten Geschlechter für Politiken entstehen?

Ganz klar, Frauen raus aus dem Arbeitsmarkt. Diese Agenda werden wir zwar so nicht hören, aber die Effekte, die durch die Aushöhlung der Sozialleistungen und der öffentlichen Infrastruktur geschehen, werden genau dazu führen. Wenn die Kosten für die Kinderbetreuung wie jüngst in Oberösterreich so stark angehoben werden, dass sie für ein Teilzeiteinkommen nicht mehr leistbar sind, dann werden diese Frauen dem Arbeitsmarkt fernbleiben. Die Verteuerung der Kinderbetreuung ist ein Anreiz für Frauen, zuhause zu bleiben. Alle Formen von individualisierten Transfer-

leistungen wie zum Beispiel das Pflegegeld – auch eine Idee von Schwarz-Blau I – fördern, dass Frauen zuhause bleiben. Sie ermöglichen es letztlich, diese Sozialausgaben zu kürzen.

Weiters ist zu befürchten, dass das Ehegatten-Splitting (Anm.: ein EinkommensteuermodeLL von zusammen veranlagten Ehegatten bzw. LebenspartnerInnen) kommt. Das wäre katastrophal für die Erwerbstätigkeit von Frauen, weil bei diesem Modell die steuerliche Vergünstigung umso größer wird, je höher die Einkommensdifferenz der beiden PartnerInnen ist. Vor Jahren schon hat sich die FPÖ dafür eingesetzt, und die ÖVP ist dem Modell sicher nicht abgeneigt. Das Argument wird wohl Familienförderung sein, wie ja jetzt auch schon mit Familie argumentiert wird: Sozialleistungen wie Arbeitslosengeld und Mindestsicherung werden gekürzt, aber die Reichen bekommen einen Familienbonus. Hier sieht man besonders gut, wie das Neoliberaler und das Rechtskonservative ineinandergreifen.

Ist so eine Agenda der Verdrängung von Frauen aus dem Arbeitsmarkt unter den neoliberalen Vorzeichen der Bundesregierung aber auch der EU wirklich denkbar?

Dass das möglich ist, zeigt ja schon seit geraumer Zeit der gesamte osteuropäische Raum. Und die ÖVP ist ja nicht nur neoliberal sondern auch eine konservative Partei. Die Ideale von Mutterschaft und traditioneller Weiblichkeit finden sich auch bei der FPÖ und den Burschenschaften. Neoliberaler Politik geht einher mit einer Rhetorik der Freiheit, die tatsächlich eine große Lüge ist, weil die ökonomischen Zwänge ja immer stärker werden. Ersichtlich wird das bei der Schwarz-Blauen Frauen- und Familienpolitik: Es gibt diese Vereinbarkeitsrhetorik, aber kein Bekenntnis zur Umverteilung der Hausarbeit oder der Betreuungspflichten. Denn das wäre dann eine staatliche Intervention und aus deren Sicht „böse“.

Neoliberal meint aber doch auch, Geschlecht und Ethnie ist egal, solange die Leistung und die Verfügbarkeit der ArbeitnehmerInnen stimmt. Was hat eine Wirtschaftspartei davon, plötzlich wieder eine naturalistische Geschlechteridentität aufzublasen?

Wir haben in Europa seit Jahren enorm



Tatsächlich ist die Arbeitslosenzahl in Österreich fast doppelt so hoch wie behauptet. Da ist es doch naheliegend, die Frauen aus dem Arbeitsmarkt hinauszudrängen.

hohe Arbeitslosenzahlen. Es ist grundsätzlich im Interesse der jeweiligen Regierungen, diese Zahlen geringer aussehen zu lassen. Bereits jetzt werden die Arbeitslosenzahlen beschönigt – tatsächlich ist die

ES GEHT AUCH DARUM, EINE ANDERE PERSPEKTIVE IN DEN POLITISCHEN DISKURS EINZUBRINGEN.

Arbeitslosenzahl fast doppelt so hoch wie behauptet. Offiziell gibt es in Österreich rund 330.000 Arbeitslose. Nicht hinzugezählt werden hier die 70.-80.000 Menschen in Schulungen und auch nicht die 130.000 Menschen der „stillen Reserve“ (Anm: Arbeitslose, die keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld haben und sich daher nicht arbeitslos melden). Zudem gibt es sehr viele Teilzeitbeschäftigte, die aber eigentlich eine Vollzeitstelle suchen. Somit kommen wir in Österreich auf mindestens 200.000 zusätzliche Arbeitslose. In Ländern wie Griechenland oder Spanien ist de facto die Hälfte der Bevölkerung arbeitslos. Da ist es doch

naheliegend, die Frauen aus dem Arbeitsmarkt hinauszudrängen.

Jetzt im Frühling startet die Neuauflage des Frauenvolksbegehrens – 21 Jahre nach dem ersten Volksbegehren mit frauenspezifischen Forderungen. Wie schätzen sie den Forderungskatalog ein – und wie durchsetzungsfähig halten sie das Volksbegehren im Österreich von 2018?

Die Forderungen sind richtig. Ich gehe auch davon aus, dass über 100.000 Unterschriften zusammenkommen werden, damit das Volksbegehren im Parlament behandelt wird. Leider kann man den systematischen Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen über einen Forderungskatalog nicht vermitteln. Es geht aber darum, eine andere Perspektive in den politischen Diskurs einzubringen.

Die Kritik lautet, dass die Forderungen teilweise zu spezifisch bzw. zu radikal sind, weshalb eine breite Zustimmung eher unwahrscheinlich ist. Zum Beispiel die Forderung nach Abtreibung auf Krankenschein oder auch die allgemeine Arbeitszeitverkürzung.

Radikal kann ich daran nichts finden. Auch die Forderungen des ersten Frauenvolksbegehrens waren zum Teil sehr spezifisch. Aber es stimmt, dass reproduktive Rechte im ersten Volksbegehren nicht thematisiert wurden. Ich würde sagen, es war 1997 vielleicht auch nicht nötig. Im Jahr 2018 steht das Abtreibungsrecht jedoch definitiv zur Disposition. Gerade deshalb ist es wichtig, dass reproduktive Rechte im Frauenvolksbegehren drinnen stehen.

1997 unterschrieben 644.665 Personen das Frauenvolksbegehren. Werden es 2018 mehr oder weniger sein?

Das weiß ich nicht. Mehr als 100.000 müssen es werden. Es gibt eine starke Gegenbewegung zu den aktuellen politischen Entwicklungen und die muss mobilisiert werden. Aber andererseits: Wir haben jetzt eine amtierende Frauenministerin, die das Frauenvolksbegehren sicher nicht unterschreiben wird.

Ina Freudenschuß war Journalistin bei dieStandard.at und frauenpolitische Referentin bei den Grünen.



Modelabel-Chefin Canan Ekici-Bülbül mit einer ihrer neuen Kollektionen.

OSMANISCHE DIRNDL UND ÖSTERREICHISCHE AFROS

Die Designerin Canan Ekici-Bülbül hat das Dirndl mit arabischen Kalligraphien neu interpretiert, die schwarze Bloggerin Christl Clear verbindet Lifestyle mit gesellschaftspolitischen Themen.
Ein Porträt.

*Text: Nour-El-Houda Khelifi
Fotos: Karin Wasner*



Bloggerin Christl Clear: Wenn ein Kanye West mit seiner Kollektion eine Frau mit Kopftuch über den Runway laufen lässt, wird das auch positiv bei seinen Fans in Wien aufgenommen.

Die Oma passt gerade auf die Kinder auf, deswegen haben wir genug Zeit zum Reden.“, sagt Canan und räumt ihre Kleiderentwürfe vom Tisch. Eine kleine und große Standpuppe stehen in der Ecke, man sieht unzählige Nadeln aus den Stoffen herausragen. „Ich arbeite gerade an einer Mutter-Tochter Kollektion.“ Canan Ekici-Bülbül ist Innenarchitektin, Schneiderin, sowie Gründerin ihres Modelabels „Ekicidesign“ und zweifache Mutter. Alles wird handgemacht, Nachhaltigkeit und Qualität aus Österreich werden bei „Ekicidesign“ groß geschrieben. Kommt sie bei zu hohen Nachfragen nicht nach, setzt sie auf österreichische Arbeitskräfte. Polarisiert hat sie 2015 mit ihrer neuen Interpretation des österreichischen Dirndls. In rot und grau gehalten, ist eine arabische Kalligraphie auf dem Oberteil angebracht. Das osmanische Dirndl sollte ihrer austro-türkischen Identität Ausdruck verleihen. Die Motive sind islamisch-osmanisch angehaucht, die Schnitte und Stoffe österreichisch. Die Stickerei ist ein Vers aus dem Koran und lautet „Iqra“ – „Lies“. „Frauen sollten sich dazu ermutigt fühlen, in den verschiedensten Lebensbereichen aus- und weiterzubilden“, erklärt die 30-jährige Schneiderin. Doch nicht nur bei

österreichischen Musliminnen findet das Dirndl Anklang, auch international und bei Nichtmusliminnen herrscht Nachfrage. Provokieren wollte sie mit dem osmanischen Dirndl nicht, eher Stereotype aufbrechen und ihre österreichisch-türkische Identität in einem Kleidungsstück widerspiegeln, das eine schließt das andere nicht aus. Ein Kommentar zum osmanischen Dirndl ist Canan bis heute im Kopf geblieben. „Als ob es mir als Ausländerin zustünde, das Dirndl neu zu definieren, schrieb mir eine ältere Dame.“

ICH MÖCHTE MIT MEINER MODE STEREOTYPE AUFBRECHEN. (EKICI-BÜLBÜL)

Viele nehmen Identität immer noch als etwas Starres und nicht Wandelbares wahr, die Designerin möchte an diesem Konstrukt rütteln. „Als junger Mensch kann ich mir meine Werte selber zuschreiben, dieser Prozess führte dann eben zu meiner Identitätsfindung“, beschreibt sie. Deswegen kann die 30-Jährige mit den wehleidigen Wertebewerten, die politisch ausgefochten werden, nichts abgewinnen. Mode ist mittlerweile auch Medium für gesellschaftlich relevante

Themen geworden, ein Punkt, der ihre Arbeitsphilosophie ausmacht.

„Leute, die mir in die Haare greifen“

Die Lifestylebloggerin Christiana Ogunfojuri, auch bekannt als Christl Clear, teilt dieselbe Meinung. Die Fusionierung von gesellschaftlichen Brennpunkten und Lifestyle machen es leichter, Thematiken wie Rassismus oder Sexismus an den Mann und die Frau zu bringen. „Wenn ein Kanye West mit seiner Kollektion eine Frau mit Kopftuch über den Runway laufen lässt, dann wird sich der Stefan aus dem 19. Bezirk denken: Ah, leiwand, is eigentlich eh cool, weil Kanye hat’s gemacht“, erklärt die 33-jährige Wienerin mit einer Reichweite von knapp 11.000 Followern auf Instagram. So werden komplexe Themen greifbarer und auch besser zu verarbeiten für die Mehrheitsgesellschaft. Anhand der Kommentare bekommt die erfolgreiche Bloggerin ihre Bestätigung – Leute können sich mit ihr identifizieren, Hautfarbe hin, Afro her. Christiana schreibt über Mode, Beauty und Lifestyle, aber auch Feminismus und Empowerment. „Ich finde es extrem wichtig, auch gesellschaftspolitisches zu thematisieren, ich sag’s auch oft meinen Blog-

gerkollegInnen, weil ich es eine Frechheit finde, wenn man das nicht macht.“, erzählt die Wienerin mit nigerianischen Wurzeln. Man könne es sich heutzutage nicht mehr erlauben, nur mit Scheuklappen durch die Gegend zu rennen, wenn man so eine große Reichweite an Followern hat. Außerdem ist die ehemalige Publizistik-Studentin auch Youtuberin, wo sie mit ihrem Freund Markus als „Mr. & Mrs. Clear“ beispielsweise von ihrem Beziehungsalltag als Multi-kulti-Pärchen erzählen. In Österreich war sie eine der ersten schwarzen Lifestylebloggerinnen. Neben Christl Clear und Neemie Lello de la Costa, auch bekannt als neo.neferti auf Instagram, ist die kulturelle Diversität in der Bloggerszene ziemlich überschaubar. Im Lifestyle-Segment ist Christianas Hautfarbe selten ein Problem, mit beruflichem Rassismus wird sie nicht wirklich konfrontiert, mit Ignoranz schon eher. Ständig die erste Schwarze gewesen und immer noch zu sein, damit weiß die Bloggerin mittlerweile umzugehen, in einigen Situationen muss sie aber immer noch den Kopf schütteln. „Leute, die mir in die Haare greifen oder daran ziehen, um zu überprüfen, ob ich eine Perücke trage oder nicht.“, erzählt Christiana von ihren Erfahrungen. Hass gegenüber Flüchtlingen kann sie in keinsten Weise verstehen, bei Aussagen wie „Schleich dich, du nimmst meinen Job weg!“ kontert sie mit Humor. „Dann muss ich immer laut lachen und antworten: Du könntest aber meinen Job nicht machen, weil du nicht weißt, wo man einen Beistrich setzt, Hawara.“, erzählt sie als g'standene Wienerin. „Jeder, der die Existenz von Rassismus und Diskriminierung infrage stellt, verdrängt einfach nur, weil es nun mal eine Riesenhack'n und ziemlich unangenehm ist, sich damit auseinanderzusetzen.“

„Ausländern vermieten wir nix!“

Es sei auf jeden Fall wichtig, da anzusetzen, aufzuklären und den Menschen bewusst zu machen, was für Dynamiken da im Spiel sind. „Meinem Freund ist vorher nie aufgefallen, dass es in Serien weit und breit keine Minderheiten gibt.“, erzählt sie lachend. Auch die Wiener Designerin Canan hat bis heute mit Rassismus zu kämpfen. Die langwierige Suche nach einem eigenen Atelier hat sich mehr als gelohnt. Als zweifache Mutter kommt es ihr sehr gelegen, dass sich das Atelier nur ein paar Gehminuten von der eigenen Wohnung befindet. Trotzdem war es die größte Hürde auf dem Weg zur endgültigen Selbstständigkeit. „Am Te-



„Viele sehen ihr Anders-Sein als etwas Negatives an und stehen sich damit selbst im Weg“, sagt die erste schwarze Lifestyle-Bloggerin Österreichs.

lefon ergaben sich immer nette Gespräche, als die Makler mich jedoch zum ersten Mal gesehen haben, habe ich direkt Absagen bekommen oder wurde als Ausländerin beschimpft. Einer saß sogar noch im Auto, wollte nicht aussteigen und zeigte mir den Mittelfinger, bevor er wegfuhr.“, erzählt die junge Mutter.

CLEAR: JÜNGERE FRAUEN AN DER SPITZE MERKT MAN AM WANDEL VON „WOMAN“ ODER „MISS“.

Ursprünglich wollte Canan Innenarchitektin werden, doch im Laufe des Studiums und der Praktika war es ihr aufgrund der Überstunden und unregelmäßigen Arbeitszeiten unmöglich Uni, Arbeit und Tochter zu vereinbaren. Ihre einzige Lösung war der Weg der Selbstständigkeit. Canan Eki-Bülbüls Lebensrealität spiegelt sich auch in den Statistiken nieder. Laut einer Studie der deutschen Universität Siegen können 60 Prozent der Frauen, die Architektur studieren, ihren Beruf nicht mehr ausüben, weil Familie und Karriere in der Branche schwer unter einen Hut zu bringen sind.

Sich als Mutter selbstständig zu machen ist trotzdem kein Zuckerschlecken. „Es war für mich das kleinere Übel. Aber immerhin kann ich jetzt meine Zeit selber einplanen und auch nachts im Atelier arbeiten, wenn die Kinder schlafen.“, beschreibt Canan ihren Alltag. Das größte Problem war die Kinderbetreuung – und ist es bis heute. Als Studentin mit Kind sind ihr damals Lücken im System aufgefallen. „Der Kindergarten an der Uni hatte keine Öffnungszeiten, die mit unserem Stundenplan vereinbar waren.“, erklärt Canan. „Wir hatten auch abends Veranstaltungen oder Blockseminare am Wochenende. Wo soll man sein Kind hinbringen in dieser Zeit?“ Canan sah sich damals genötigt, ihre Tochter in die Vorlesungen mitzunehmen, wenn keine andere Betreuungsmöglichkeit vorhanden war. Das öffentliche Angebot der Kinderbetreuung entspricht nicht den Realitäten von erwerbstätigen Eltern, für Alleinerziehende ist die Tagesbetreuung verbunden mit der Frage, ob man zuhause bleiben muss oder einer Tätigkeit nachgehen kann. Einen Ausbau der kostenlosen Kinderbetreuung bis zum 14. Lebensjahr wird auch im aktuellen Frauenvolksbegehren gefor-



Es sollte im Aufgabenbereich des Staates liegen, den Mittelweg zwischen Beruf und Kindern zu ermöglichen, so Ekici-Bülbül.

dert. Die Initiative, welche die Rechte und Sichtbarkeit der Frau im Alltag und der Öffentlichkeit sichern und stärken soll, ist aber nichts Neues. Bereits vor 20 Jahren forderte die Zivilgesellschaft eine Gleichstellung von Mann und Frau in Österreich. Forderungen, beispielsweise für eine gerechte Bezahlung, ist die Politik bis heute nicht nachgekommen. Mit der schwarz-blauen Regierung sind sogar Rückschritte zu befürchten. „Es ist für Frauen in der Arbeitswelt schon schwer genug, der 12-Stunden-Tag wird Frauen definitiv wieder in den Haushalt drängen.“, sagt die Wiener Designerin Ekici-Bülbül. Es sollte im Aufgabenbereich des Staates liegen, den Mittelweg zwischen Beruf und Kindern zu ermöglichen und vereinfachen. Canan von „Ekicidesign“ hatte noch das Privileg, Rückhalt von Mann und Familie zu haben, wie der Alltag von alleinerziehenden Eltern aussieht, kann sie sich gar nicht vorstellen. „Wäre ich Alleinerzieherin gewesen, hätte ich das alles niemals bewältigen können.“, erzählt die junge Mutter. Auch sie verfolgt die News rund um das Frauenvolksbegehren, Lifestylebloggerin Christiana wurde erst von ihrem Freund Markus

darauf aufmerksam gemacht. „Es ist wichtig, dass wir solche Initiativen haben, aber auch, dass wir die Männer erinnern, dass ihre Unterstützung in dem Punkt auch gefragt ist.“, sagt Christiana mit Nachdruck. Als Frau sei man aktiv im Nachteil, besonders, wenn man berufstätig ist und gleichzeitig eine Familie planen möchte. Der

EKICI-BÜLBÜL: NAHM MANGELS BETREUUNGSMÖGLICHKEIT IHR KIND IN VORLESUNGEN MIT.

Familienbonus oder 12-Stunden-Tag würde Familien, insbesondere Alleinerziehende, überstrapazieren.

#MeToo

Sexismus ist den beiden selbstständigen Wienerinnen kein Fremdwort. Die Mode und Medienwelt wurde erst kürzlich durch die Hashtag-Aktion #MeToo aufgerüttelt, angeführt von der Schauspielerin Alyssa Milano. Via Twitter rief sie Menschen dazu auf, von ihren Erlebnissen sexueller Belästigungen oder Vergewaltigungen zu tweeten. Millionen Frauen teilten danach weltweit

unter dem Hashtag #MeToo ihre erschreckenden Geschichten, die von sexuellem und gewalttätigem Missbrauch erzählen. Erstmals initiiert wurde die #MeToo Aktion bereits 2008 von der afroamerikanischen Aktivistin Tarana Burke. Im US-amerikanischen Magazin „Ebony“ gab sie unzähligen Frauen die Möglichkeit, ihren traumatisierenden Geschichten Gehör zu verschaffen und Erlebtes zu verarbeiten. Die #MeToo-Welle schwappte auch nach Österreich über. 41 Prozent der österreichischen Frauen gaben 2017 in einer Onlineumfrage des Linzer Market Instituts an, dass sie mindestens einmal von einem Mann sexuell belästigt wurden. Das Facebook-Posting der Schauspielerin Nina Proll, wo sie Unverständnis für die #MeToo-Initiative zeigte und Frauen „Avancen“ von Männern nicht als Belästigung, sondern als „Kompliment“ auffassen sollten, löste eine Debatte darüber aus, wo sexuelle Belästigung anfängt und aufhört. „Ab dem Zeitpunkt, wo sich eine Frau belästigt fühlt, auch wenn es nur ein Flirten ist, liegt für mich eine sexuelle Belästigung vor.“, sagt Canan Ekici-Bülbül. Es brauche viel mehr Aufklärung und schärfere Gesetze.

Mit vielen sexistischen Auseinandersetzungen am Arbeitsplatz musste auch die Wiener Bloggerin Christiana kämpfen. Redaktionelle Vorschläge von ihr wurden nicht angenommen, von männlichen Kollegen schon – obwohl es dieselben Vorschläge waren. Die 33-Jährige musste ihren Chefredakteur direkt ansprechen und darauf hinweisen. „Auch wenn es etwas gedauert hat, konnte er sich im Nachhinein eingestehen, dass seine Handlungen mir gegenüber sexistisch motiviert waren.“, erinnert sie sich. Die Lifestylebloggerin fordert ein massives Umdenken in den österreichischen Redaktionen. „Die ganzen Oldies, mehrheitlich männlich und weiß, die in den Führungspositionen sitzen, müssen gehen.“, sagt die Wienerin. „Jüngere Frauen an der Spitze wie in WOMAN oder „Miss“ merkt man den Wandel im Heft an.“, beschreibt Christl Clear.

Noch sind die Bloggerin Christl Clear und Designerin Canan Ekici-Bülbül Pionierinnen in der Medien- und Modewelt. Ihre Diversität stößt manch einem Patrioten sauer auf, aber die beiden selbstständigen Frauen machten sich ihre Eigenheiten zum Job. „Viele sehen ihr Anders-Sein als etwas Negatives an und stehen sich damit selbst im Weg.“, erklärt Christiana. „Aber bis zum nächsten Generationenwechsel bin ich gerne die schwarze Vorreiterin.“



Elisabeth Feichtinger, seit 2015 Bürgermeisterin der Gemeinde Altmünster am Traunsee.

„WIR FRAUEN HABEN GEWONNEN, WENN ES SELBST- VERSTÄNDLICH IST“

Unter 2.100 Bürgermeistern in Österreich finden sich gerade einmal 161 Frauen. Drei Bürgermeisterinnen aus Nieder- und Oberösterreich erzählen über ihre Erfahrungen.

Text: Eva Maria Bachinger

Frauen werden erst dann gefragt, wenn es fünf nach zwölf ist, wenn der Zug eigentlich schon fast abgefahren ist“, erinnert sich Elisabeth Feichtinger an die Situation, als es um die Nachfolge des bisherigen Bürgermeisters ging. Die quirliche 30-Jährige sitzt seit 2015 im Chefsessel der Gemeinde Altmünster am Traunsee in Oberösterreich und ist die jüngste Bürgermeisterin Österreichs. Dass Frauen das Oberhaupt einer Gemeinde sind, ist in Österreich immer noch keine Selbstverständlichkeit. Als erste Bürgermeisterin hierzulande wurde 1948 die Sozialdemokratin Zenzi Hölzl gewählt. Vom Beruf Trafikantin stand sie zehn Jahre lang der Gemeinde Gloggnitz in Niederösterreich vor. Der Anteil der Bürgermeisterinnen steigt seitdem zwar, aber nur sehr langsam. Im Jahr 2000, also ein halbes Jahrhundert nach der Wahl Hölzls, zählte man in der Alpenrepublik immer noch bescheidene 45 Bürgermeisterinnen. Und wie sieht es heute aus? Der Gemeindebund weist 2.100 Bürgermeister in Österreich aus, 161 von ihnen sind Frauen. Das entspricht einem Anteil von 7,6 Prozent. Die meisten gibt es in Niederösterreich mit 64 Bürgermeisterinnen, gefolgt von Oberösterreich mit 30. Den geringsten Anteil verzeichnet Salzburg, wo es mit Stand September 2017 nur fünf Bürgermeisterinnen gab. Tatsächlich wurde in diesem Bundesland erst 2004 die erste Bürgermeisterin ange-lobt. Österreich liegt laut einem aktuellen Europarat-Bericht unter dem europäischen Durchschnitt von 13,4 Prozent. Die Gründe sind vor allem in struktureller Hinsicht zu suchen: Das Amt bedeutet je nach Größe der Gemeinde viel Arbeit und Präsenz. Der Großteil der BürgermeisterInnen übt daneben auch einen Beruf aus. Wenn zudem kleine Kinder zu versorgen sind, stellt sich die Frage der Vereinbarkeit.

Sitzungen am Abend

Bettina Lancaster, Bürgermeisterin in der kleinen Gemeinde Steinbach am Ziehhberg in Oberösterreich, sieht das als Hauptproblem bei der Rekrutierung: „Die Beteiligung von Frauen, besonders von jenen mit kleinen Kindern, ist oft schwer möglich, weil etwa Sitzungen abends sind. Ich kann das schwer ändern, weil ich auch auf Berufstätige Rücksicht nehmen muss.“ Am einfachsten sei die Beteiligung von Frauen, deren Kinder bereits aus dem Haus sind oder von Frauen, die

kinderlos sind. Auch Lancaster ist erst nach dem 40. Lebensjahr in die Politik eingestiegen, als ihre Kinder schon älter waren. Die Sozialdemokratin unterstützt deshalb auch das aktuelle Frauenvolksbegehren. Denn: „Es gibt in der Gesellschaft leider nach wie vor eine starke Benachteiligung von Frauen. Auch viele Frauen sehen die strukturelle Benachteiligung nicht mehr, sondern nur wenn sie individuell betroffen sind. Dann werden sie wach und beschweren sich über diese Ungerechtigkeit.“ Dass Frauen nach wie vor nicht gleich für gleiche Leistung bezahlt werden, dass viele Berufsbranchen, wo mehrheitlich Frauen tätig sind, so wenig fi-

IM BUNDESLAND SALZBURG WURDE 2004 DIE ERSTE BÜRGERMEISTERIN ANGELOBT.

nanzial anerkannt werden, sieht sie als besonders ungerecht an. Lancaster, Jahrgang 1964, ist 2003 in den Gemeinderat eingezogen und wurde 2009 zur Bürgermeisterin gewählt. 2015 wurde sie im Amt bestätigt. Dass sie als Frau der Gemeinde vorsteht, sei nie besonders thematisiert worden. „Oberösterreich hat ein direktes Wahlrecht. Man tritt also als Person an, für die sich die Bevölkerung entscheidet.“ 2017 wurde sie auch zur SPÖ-Vorsitzenden im Bezirk Kirchdorf gewählt, mit 98 Prozent der Stimmen.

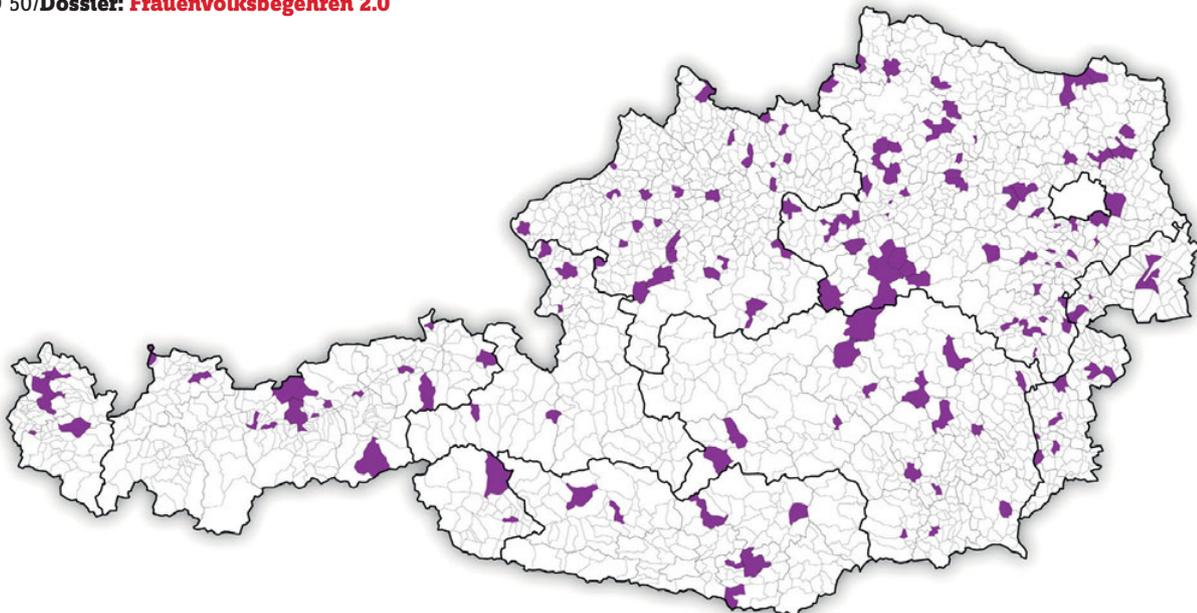
Bürgermeisterin Bettina Lancaster aus Steinbach am Ziehhberg (OÖ): Amt schwer mit Kindern vereinbar.



Schnell nach dem Äußeren beurteilt

Wenn man mit Elisabeth Feichtinger aus Altmünster am Traunsee spricht, sprudelt es nur so aus ihr heraus. Bereits mit 21 Jahren war sie Gemeinderätin. Ihre Motivation? „Mit 19 Jahren habe ich bemerkt, dass viele meiner Freunde weggezogen sind, weil sie sich die Wohnungsmieten nicht mehr leisten oder auch keinen Baugrund kaufen konnten. Nur Jammern bringt nichts, sondern man muss was tun. Deshalb bin ich in den Gemeinderat gegangen.“ Mit zwölf Jahren hatte sie sich zu Weihnachten ein Buch von Bruno Kreisky gewünscht. Später hat sie alle Parteiprogramme durchforstet und fand sich „bei den Sozialdemokraten wieder“. Sie war voll jugendlichem Elan, wie sie lachend erzählt: „Es ging alles recht zackig, ich wollte dann natürlich alles von heute auf morgen ändern. Aber ich wurde im Gemeinderat rasch eines Besseren belehrt. Politisch etwas umzusetzen, braucht viel Zeit und Geduld.“ Als junge Frau saß sie zuerst im Sozialausschuss, als Vizebürgermeisterin kam sie in den Bau- und Finanzausschuss, der mehrheitlich von Männern besetzt war.

2015 wurde die SPÖ stimmenstärkste Partei. „Sehr überraschend“, weil seit dem Zweiten Weltkrieg Altmünster immer von der ÖVP dominiert war, und das Bürgermeisteramt meist von älteren Männern besetzt wurde. Bereits 2014 wurde sie von Kollegen als Vizebürgermeisterin vorgeschlagen, als der bisherige aus beruflichen Gründen das Amt niederlegte. Der persönliche Kontakt zu den Menschen war und ist ihr wichtig: Energiegeladene hat sie innerhalb von drei Monaten im Wahlkampf unter anderem mit dem Motto „Sie kochen den Kaffee, ich bringe den Kuchen“ 4.706 Haushalte besucht. „Diese Zahl werde ich nie vergessen“. Auf die Frage, ob es ein Thema ist, dass sie als Frau Bürgermeisterin ist, meint sie: „Ich glaube, ein Bürgermeister muss ein Menschenfreund sein. Das ist das Wichtigste. Dann ist man am richtigen Platz, egal ob Mann oder Frau. Ich mache einfach meinen Job. Nur manchmal denke ich mir, würden sie das auch bei einem jungen Mann sagen? Etwa, wenn ich höre, so eine fesche Bürgermeisterin, so lieb und nett. Frauen werden einfach sehr schnell nach ihrem Äußeren beurteilt.“ Sie unterstützt „unbedingt“ das Frauenvolksbegehren. Denn: „Wir Frauen sind mehr als die



In welchen Gemeinden gibt es in Österreich Bürgermeisterinnen? (Karte vom November 2017). Im Jahr 1948 wurde in Niederösterreich erstmals eine Frau als Bürgermeisterin angelobt: Zenzi Hölzl (SPÖ) lenkte zehn Jahre die Geschicke von Gloggnitz. Seitdem ist die Zahl der Ortschefinnen zwar gestiegen – aktuell werden 160 Gemeinden von Frauen geführt – dies entspricht jedoch nur 7,6% aller österreichischen Gemeinden. Kommunalpolitik liegt somit nach wie vor in Männerhand.

Hälfte unserer Bevölkerung, aber an den Entscheidungstischen sitzen noch immer mehrheitlich Männer.“ Sie fordert Lohntransparenz um die Einkommensunterschiede endlich zu beenden und Verbesserungen im Pflege-, und Betreuungsbereich, wo mehrheitlich Frauen arbeiten.

Ohne Quote an die Spitze

Im nördlichen Waldviertel an der Grenze zu Tschechien liegt Gmünd mit 5.500 EinwohnerInnen. Dort regiert ebenfalls eine Frau: Helga Rosenmayer. Die ÖVP-Politikerin kam im Jahr 2000 in den Gemeinde-

rat. „Es wurde mir ganz ehrlich gesagt: Wir brauchen Frauen.“ Ihr Mann und ihre Kinder haben sie bei ihrem Schritt unterstützt. Später wurde sie Stadträtin für Gesundheit und Bildung, 2012 Vizebürgermeisterin. Als die SPÖ 2015 in Gmünd die absolute Mehrheit verloren hatte, kam sie zum Zug: Es wurde eine Dreier-Koalition von ÖVP, FPÖ und AFG-Liste gebildet und Rosenmayer wurde Bürgermeisterin. „Mir persönlich sind Achtung und Respekt vor jedermann für ein friedliches Miteinander ein wichtiger Grundgedanke. Ich möchte eine Bürgermeisterin für alle sein, egal welcher politi-

scher Richtung. Mir ist wichtig, dass ich auf alles gut reagiere, was die Menschen bewegt, die großen und die kleinen Dinge.“ Das bewies die Bürgermeisterin auch bei der Integration von Flüchtlingen im Ort. Anfangs gab es auch Angst und Skepsis, aber letztlich haben viele Menschen privat geholfen. „Je besser die Menschen aufgeklärt werden, umso besser ist es für alle“, so Rosenmayer. Mittlerweile sei es selbstverständlich, dass sie als Frau das Bürgermeisteramt innehat. „Am Anfang wurde es noch mehr betont. Ich glaube, wir Frauen haben gewonnen, wenn es zur Selbstverständlichkeit wird.“ Für eine Quote um mehr Frauen in Spitzenpositionen zu bekommen, kann sie sich nicht begeistern. „Das ist doch auch diskriminierend. Für Frauen und Männer. Nur weil man eine Frau ist, soll man ein bestimmtes Amt bekommen? Alle sollen gleichberechtigt sein und der Beste oder die Beste soll zum Zug kommen. Es wird sich im Laufe der Zeit dahingehend entwickeln, dass Frauen ebenso überall vertreten sind wie Männer, aber nicht durch eine Quote bestimmt.“ Zum Frauenvolksbegehren meint sie: „Es ist ein buntes Sammelsurium an Forderungen, die ich nicht alle unterstützen kann. Dass gleicher Lohn für gleiche Arbeit gezahlt werden muss, das muss einfach passieren, das ist klar.“ Elisabeth Feichtinger freut sich auch über kleine Veränderungen. Wenn sie etwa in den Stammbüchern der Mädchen liest, dass als Berufswunsch nun immer öfter „Bürgermeisterin“ genannt werde. „Wenn es vorgelebt wird, tut sich etwas“, ist Feichtinger überzeugt.

Bürgermeisterin Helga Rosenmayer aus der Grenzstadt Gmünd (NÖ):
Am Anfang wurde es noch mehr betont.





**ICH BIN DABEI!
UNTERSCHREIBE
AUCH DU!**

Frauen* Volksbegehren

**AB 12. FEBRUAR ONLINE ODER
IN JEDEM GEMEINDEAMT**



frauenvolksbegehren.at

50. AUSGABE VON MO

40, männlich, Kolporteur

Florin Păcuraru ist seit etwa vier Jahren Kolporteur des MO Magazins. Wir haben ihn einen Tag lang begleitet.

REPORTAGE: MUHAMED BEGANOVIC
FOTOS: MAGDALENA BLASZCZUK

Die Wolken hängen tief über der Mariahilfer Straße als Florin Păcuraru in die Zollergasse einbiegt. Einen kurzen Blick wirft er nach oben, gen Himmel, und zieht dabei eine finstere Miene. Seine Augen sprechen Bände: Das Wetter wird ihm heute wohl die Arbeit erschweren. „Wenn es regnet, wollen die Menschen nicht stehen bleiben sondern nur gehen, immer weiter gehen“, sagt er. Damit er aber Geld verdienen kann, müssen die Leute stehen bleiben. Er ist alles andere als unauffällig. Er ist groß und stämmig, hält einen Stapel Zeitschriften in seinem linken Arm, trägt einen Ausweis um den Hals. Ein Blick reicht, um zu erkennen, dass er ein Kolporteur ist. Wenn das Wetter aber schlecht ist, sind die Leute nicht gewillt ihm Beachtung zu schenken, so Păcuraru. Er beschließt daher einen Pitstop einzulegen.

Bei Hausnummer 15 in der Zollergasse drückt er auf einen Knopf auf der Gegensprechanlage, öffnet die Tür und geht über eine kurze Wendeltreppe in das Tiefparterre, wo das Büro von SOS Mitmensch ist. Er trifft hier auf Bernhard Spindler, der als Büroleiter auch die Kolporteurinnen und Kolporteurs betreut. Păcuraru ist gekommen, um neue Hefte abzuholen. Seine Stimme ist sanft, sein Gesicht glattrasiert. Er trägt drei dünnere Jacken über einander, eine Jeans-Hose, Sportschuhe und eine Haube. Ich könnte schwören, dass er mir als Kolpor-

teur schon mal begegnet ist. Spindler holt einen Stapel Hefte und versieht sie mit einem Stempel. Ich erkenne das Cover wieder, denn ich habe eine Reportage für die Ausgabe beige-steuert. Und jetzt schreibe ich eine Reportage für die neue Ausgabe des MO Magazins, die von einem engagierten Kolporteur dieses Magazins handelt. Aber hier soll es um Florin Păcuraru gehen und nicht um das Magazin selbst.

Ab und an bekommt Florin Păcuraru Trinkgeld. Meist 50 Cent oder einen Euro.

Die Leute kennen mich

Florin Păcuraru wird in wenigen Monaten 40 Jahre alt. Er kommt aus der kleinen Ortschaft Țițești in der Nähe der Stadt Pitești im Süden Rumäniens. Er ist verheiratet, hat fünf Söhne und eine Tochter. Und um sie zu ernähren, steht er Montag bis Samstag, von 7 Uhr in der Früh bis die Geschäfte schließen, draußen und verkauft. Manchmal hat er Glück und verkauft an einem Tag gleich sieben oder acht Hefte und geht dann früher nach Hause. Aber solche Tage gibt es immer seltener. 2011 kam Păcuraru nach Wien. Mit seiner Frau und den zwei ältesten Söhnen lebt er in einer kleinen Wohnung in Wien Hernals. Die jüngsten vier Kinder wohnen bei der Schwiegermutter

in Rumänien. Păcuraru fällt es schwer, zu lesen und zu schreiben. Er spricht auch kaum Deutsch. Seine Chancen, einen normalen Job zu finden, sind gering. In Rumänien hat er sich mit Gelegenheitsjobs über die Runden gebracht. Nie war er angemeldet und hatte deshalb auch keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld. Auch in Wien fand er anfangs keine Arbeit. Ein Freund hatte ihm von der Möglichkeit der Kolportage beim Global Player Magazin erzählt und brachte zunächst Păcurarus Gattin Raisa dorthin. Einige Wochen später folgte Păcuraru selbst. Nach zwei Jahren wechselten sie zum MO Magazin. Das war 2014. Mittlerweile verkaufen auch Florins zwei Söhne MO Magazine.

An diesem Donnerstagabend kauft Păcuraru 20 Hefte zu einem Preis von 1,25 Euro pro Stück. Zehn sind für ihn und zehn für seine Frau, die seiner Meinung nach die bessere Verkäuferin ist. Diese Hefte dürfen sie dann um das Doppelte verkaufen und den Gewinn behalten. Ab und an bekommt Păcuraru Trinkgeld. Meist 50 Cent oder einen Euro. Nach dem Kauf der Hefte im Büro macht er sich auf, um diese auf der Mariahilfer Straße zu offerieren. Er wirkt ein wenig desorientiert. Die große Einkaufsstraße ist weit weg von seinem Stammort in Floridsdorf. Schon seitdem er als Kolporteur tätig ist, steht er vor einer Spar-Filiale und verkauft – doch dort will er mich heute nicht



Über seinen Verkaufsort in Floridsdorf: Die Leute kennen meinen Namen und grüßen mich nett.



Im Büro von SOS-Mitmensch erwirbt Florin Păcuraru neue Hefte...



mitnehmen, denn er befürchtet, dass das dem dortigen Filialleiter nicht Recht ist und möchte nicht riskieren, seine Verkaufsfläche zu verlieren. Wenn er von seinem Verkaufplatz spricht, dann klingt es so als würde er seine Stammkneipe beschreiben. „Die Leute kennen meinen Namen und grüßen mich nett, fragen wie es mir geht“, sagt Păcuraru. Er habe dort auch Stammkunden. In der Regel erzählen KolporteurInnen eher negative Stories über Vertreibung, Häme und Schikane. Păcurarus Schilderung wirkt zunächst einmal verwunderlich aber durchaus erfreulich.

Hoffnungsfroh unterwegs

Weil Păcuraru also nicht riskieren will, diese (fast schon utopisch klingende) Fläche zu verlieren, begleite ich ihn heute auf der größten Einkaufsstraße Wiens. Für eine Weile hält er sich an dem Platz zwischen Nike Shop, Fielmann, A1 Shop und WMF. Er grüßt jeden, der vorbeigeht, sagt „Servus“ und „Neue Kapitel“, zeigt dann auf den Inhalt des Heftes, kassiert Absagen, probiert es wieder, spitzt seine Lippen zu einem freundlichen Lächeln, wird ignoriert, gibt nicht auf, grüßt weiterhin. Es beginnt sanft zu regnen. „Hallo“, „Wie geht's?“, „Neues MO Magazin“, Păcuraru blickt die Menschen direkt in den Augen an, hofft sie so aufzufangen. Dann findet sich jemand, der ihm ein Heft abkauft. Ich denke, vielleicht bringt das den Ball ins Rollen. Vielleicht würde es jemand sehen und auch zugreifen. Aber ich täusche mich.

Das Problem ist nicht nur das Wetter. „Es gibt viele aus Vorurteilen resultierende Verdächtigungen, denen KolporteurInnen

oft ausgesetzt sind“, sagt Bernhard Spindler, der als Koordinator auch eine Art Anlaufstelle für die ZeitungsverkäuferInnen ist. „Der häufigste Verdacht ist, dass sie Teil irgendeiner Bettelmafia wären“, erklärt Spindler. Was im Grunde Unsinn sei, denn KolporteurInnen seien genau betrachtet Händler, die eine Ware billig erwerben und mit einem Profit weiterverkaufen. Sie investieren daher hartverdientes Geld, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Sie pauschal als Bettler abzustempeln wäre zynisch. Dass es vereinzelt Fälle gibt, wo Menschen alibi-mäßig eine Zeitschrift in der Hand halten aber diese nur als Vorwand nutzen, um zu betteln, ist schon länger bekannt. Die

KolporteurInnen sind genau betrachtet Händler, die eine Ware billig erwerben und mit Profit weiterverkaufen.

Zeitschrift „biber“ hatte 2011 eine Reportage darüber gebracht. Seit 2010 betreibt das MO Magazin Kolportage, eigentlich schon länger, früher hieß das Magazin „Moment“. Eigenen Angaben zufolge gab es bislang keine wirklichen Probleme mit falschen KolporteurInnen. Spindler rät trotzdem, nur von Verkäufern mit einem offiziellen Ausweis zu kaufen. Just diesen positioniert Păcuraru so, dass er deutlich gesehen werden kann. Seine Augen weiten sich, als er von einem Mann mittleren Alters angesteuert wird. Der Herr wollte aber nur wissen, wo der nächste Drei-Shop liegt. Păcuraru zuckt die Schulter und bricht dann in Lachen aus. „Drei? Ich verkaufe nur Hefte“,

sagt er lachend. Der Fragende ist zu dem Zeitpunkt aber schon weitergezogen.

Es gibt auch Beschwerden über Verkäufer

Für das MO Magazin sind aktuell etwa 100 aktive KolporteurInnen und KolporteurInnen in ganz Österreich unterwegs. Ihre Zahl ist in den letzten Jahren zurückgegangen. Und damit auch die Verkaufszahlen des Magazins. „Anfang 2016 hatten wir für die Kolportage eine Auflage von 9.500 Ausgaben, die auch regelmäßig ausverkauft waren. Aktuell bewegen wir uns bei ca. 6.000 verkauften Heften“, erzählt Spindler. Die beiden Zahlen, also jene der KolporteurInnen und der verkauften Hefte, wirken sich aufeinander aus. Um diese Zahlen wieder (leicht) nach oben zu bewegen, nimmt das MO Magazin wieder KolporteurInnen auf. Die Anzeige dafür wird man aber nirgendwo lesen können. Der Aufruf erfolgt nur durch Mund-zu-Mund-Propaganda. „Im Rahmen des Projektes wird Menschen, die keine oder sehr beschränkte Arbeitsmöglichkeiten haben, die Möglichkeit gegeben über den selbstständigen Verkauf eine Tätigkeit zu finden mit der sie ein paar Euro dazu verdienen können“, sagt Spindler. MO-KolporteurInnen erhalten einen Kurs, in dem erklärt wird, wie das Ganze funktioniert. Wichtig sind auch ein paar Grundregeln. Es kommt schon mal vor, dass sich KolporteurInnen nicht korrekt verhalten. „Beschwerden, die wir bekommen, drehen sich in der Regel um aggressives bzw. übertrieben offensives Verkaufsverhalten“, erklärt Spindler. Păcurarus Verkaufsverhalten ist alles



...und auf Tour auf der Mariahilfer Straße an. Ignoriert zu werden, gehört zum Job, sagt Florin.

andere als aggressiv. Wenn man es mit einem Adjektiv beschreiben müsste, dann: ausdauernd.

Harter Job: Ausdauer gefragt

Păcuraru steht mittlerweile vor dem Mango Shop, Ecke Andreasgasse. Trotz milden Regens flaut die Menschenmenge nicht ab. Mehr als eine ablehnende Geste bekommt er nicht. Ich versuche mir vorzustellen, aus welchem Grund die Leute ablehnen. Dabei versuche ich, nicht zu urteilen. Manchmal hat man keine Zeit, keine Lust oder kein Geld. So geht es zumindest mir oft. In sehr

unregelmäßigen Abständen kaufe ich ein MO Magazin oder einen Augustin, verspüre dabei jedes Mal Respekt für den jeweiligen Kolporteur. Es ist sicherlich nicht

Wenn man Păcurarus Verkaufsverhalten mit einem Adjektiv beschreiben müsste, dann: ausdauernd.

leicht, von so vielen Menschen abgelehnt zu werden. Păcuraru findet, dass es zum Job gehört, ignoriert oder gar beschimpft zu werden. Damit könne er umgehen. Was

ihm die Arbeit schwer macht, sind die Wetterverhältnisse. Starker Wind und eisige Kälte oder Dauerregen wirken sich nicht nur auf seine Verkaufszahlen, sondern auch auf seine Gesundheit aus. Ich frage ihn, ob und wie viele Hefte er heute schon verkauft hat. Vier konnte er in Floridsdorf und eine, während ich ihn begleite, verkaufen. „Wenig, oder?“ fragt er rhetorisch. Seine erste Jacke ist nun ziemlich durchnässt. Er schlendert hinauf zum Westbahnhof. Die Sonne ist längst verschwunden an diesem Wintertag. Vor etwa zehn Minuten hat ihn sein Sohn angerufen, um zu fragen wo er steckt. Seine Stimmung kippt langsam. Păcuraru probiert es noch einmal. Fragt jung und alt, Frau und Mann, bewirbt, beschwört, fragt Touristen, schlendert weiter hinauf, zuckt mit den Schultern, „Servus, neues MO Magazin“, „Hallo“, bietet an, präsentiert, erreicht die Ampel vor dem Hotel Fürstentfeld und sieht dann endlich ein, dass es heute nicht mehr zu holen gibt. Er verabschiedet sich mit einem „Danke“ und geht zur U6. Heute hat er sieben Euro und fünfzig Cents Gewinn gemacht. In Floridsdorf, an seinem Stammplatz, hofft er, werde es wieder besser laufen.

Starker Wind oder eisige Kälte wirken sich nicht nur auf die Verkaufszahlen, sondern auch auf die Gesundheit aus.



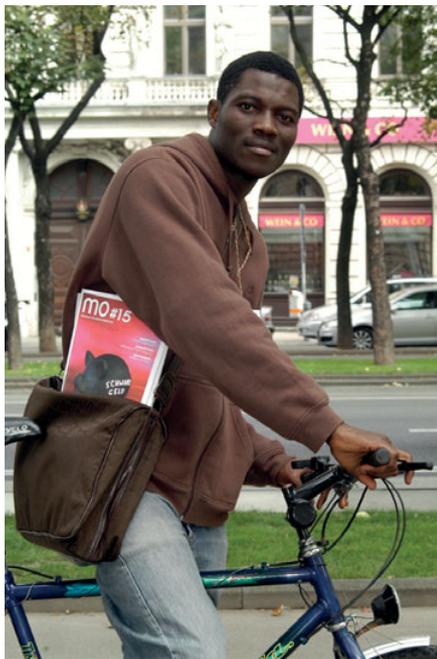
Muhamed Beganovic wurde vor 29 Jahren in Mazedonien geboren, verbrachte zehn Jahre seiner Kindheit in Skopje, sechs Jahre seiner Pubertät in den Niederlanden und lebt seither in Österreich. Er arbeitet als freier Autor und Redakteur und schrieb u.a. für die Zeitschrift „Das Biber“ und die „Wiener Zeitung“.

IM PORTRÄT

Mit MO unterwegs

MO – Magazin für Menschenrechte erscheint viermal jährlich mit einer Auflage von 40.000 Stück. 30.000 Hefte liegen AbonentInnen von „Der Standard“ bei. Mehrere Tausend Hefte verkaufen engagierte KolporteurInnen im Rahmen dieses Sozialprojekts. Wer sind sie?

KOORDINIERT UND FOTOGRAFIERT VON BERNHARD SPINDLER



ERIC

Eric ist von Anfang an ein wichtiger Teil des MO-Kolportage-Projektes. 2009 ist der 34-jährige, nachdem er sich von Benin City in Nigeria aus auf den Weg gemacht hat, in Wien angekommen. Seither verdient er sich durch den MO-Verkauf etwas dazu, wobei sich Simmering als sein Verkaufspflaster bewährt hat.



VALERIA

Die 64-jährige Valeria ist erstmals 2011 gemeinsam mit ihrem Mann Petre nach Wien gekommen, wo sie seither immer wieder für einige Monate herkommen, um sich mit dem Verkauf des MO-Magazins ihren bescheidensten Lebensunterhalt zu finanzieren. Petre ist mittlerweile ein Pflegefall, weshalb sie seit 2 Jahren allein die Reise nach Wien antritt, wo sie sich mit ihrem Sohn und dessen Familie eine kleine Wohnung teilt. In Rumänien hat die 10-köpfige 3-Generationen-Familie ein kleines Haus, in dessen Abzahlung das wenige Geld, das sie als Sozialhilfe bekommt, direkt fließt.



ESTERA

Estera entschloss sich vor vier Jahren zur Teilzeit-Migration nach Wien zu gehen, um gemeinsam mit ihrem Mann den Lebensunterhalt für sich und ihre 8-jährige Tochter zu sichern. Wenn die 27-jährige Frau nicht gerade einen Job als Reinigungskraft hat, macht sie das durch den MO-Verkauf in Wien Meidling. In ihrem Heimatdorf am südlichen Rand der Karpaten gibt es zur Zeit keine realistischen Jobaussichten.



GHEORGHE

Georghe wohnt mit seiner Frau und den vier Kindern im Alter von fünf bis 18 Jahren in einer Ein-Zimmer-Wohnung in Wien-Fünfhaus. In seinem Heimatdorf nördlich von Bukarest gibt es weder Jobaussichten noch soziale Absicherung. Seit rund sieben Jahren hält er sich und seine Familie durch den Straßenzeitungsverkauf in Wien über Wasser. Der Straßenzeitungsverkauf ist zwar strapaziös und oft undankbar, aber zumindest lässt sich damit überleben.

LEOPOLD

Leopold wohnt in der Wiener Vorstadt, wo er sich mit seinem Bruder und der Dackel-Dame „Gosau“ eine Wohnung teilt. Fast täglich pendelt er ins Stadtzentrum, um sich durch die Kolportage ein bisschen was zum Lebensunterhalt dazuzuverdienen und vor allem, um unter die Leute zu kommen. Mit seiner sehr gesprächigen und herzlichen Art verkauft er eigentlich immer ganz gut. Am allerbesten läuft's aber in der Adventzeit und an seinem Geburtstag, zu dem man ihm am 7. März gratulieren darf.

IMPRESSUM

MO REDAKTION:

c/o SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2,
1070 Wien, T +43 1 524 99 00,
F +43 1 524 99 00-9,
redaktion@momagazin.at,
www.momagazin.at

REDAKTION:

Gunnar Landsgesell (Chefredakteur; gun),
Petja Dimitrova (Porträt-Illus), Alexander
Pollak (apo), Karin Wasner (Bilder), Eva Vasari
(Illustrationen), Clara Akinyosoye, Eva Bachinger,
Philipp Sonderegger, Baruch Wolski

AUTORINNEN DIESER AUSGABE:

Clara Akinyosoye, Eva Bachinger, Muhamed Bega-
novic, Ina Freudenschuss, Schifteh Hashemi, Ste-
fan Karner, Nour Khelifi, Markus Marterbauer, Mile-
na Österreicher, Martin Schenk, Bernhard Spindler,
Philipp Sonderegger, Evelyn Steinhäler
BUSINESS DEVELOPMENT: Magdalena Summereder

COVERBILD:

Alexander Pollak

LEKTORAT:

Magdalena Summereder

ARTDIREKTION:

Mitko Javritchev

LAYOUT-KONZEPT:

Theo Kammerhofer

DRUCK:

Ferdinand Berger & Söhne GmbH,

Wiener Straße 80, 3580 Horn

ANZEIGEN:

Katharina Hofmann-Sewera

office@sosmitmensch.at, T +43 1 524 99 00-16

ABOS:

Bernhard Spindler, abo@momagazin.at

T +43 1 524 99 00-18

VERTRIEB:

Beilage „Der Standard“; Straßenkolportage

AUFLAGE:

40.000

HERAUSGEBERIN:

SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2, 1070 Wien,

T +43 1 524 99 00, F +43 1 524 99 00-9,

Mail: office@sosmitmensch.at

Web: www.sosmitmensch.at

ZVR: 22747570

OFFENLEGUNG

gem. § 25 MedienG:

Medieninhaber (Verleger) und

Herausgeberin: SOS Mitmensch

Sitz: Wien

Geschäftsführung: Alexander Pollak,

Gerlinde Affenzeller;

Obmann: Max Koch

Grundlegende Richtung: gegen Diskriminierung,

für Menschenrechte, Demokratie

und Migration

ZVR: 22747570

SPENDEN:

IBAN: AT87 6000 0000 9100 0590

BIC: BAWAATWW

MO ist das Medium von SOS Mitmensch

gegen Rassismus und Diskriminierung,

für Menschenrechte, Demokratie und

Migration. Der Nachdruck der Beiträge ist bei Nen-

nung der Quelle und Übersendung von Belegexem-

plaren ausdrücklich erwünscht, wenn das Copyright

nicht ausgewiesen ist. Die Rechte der Fotografien

liegen bei den UrheberInnen.

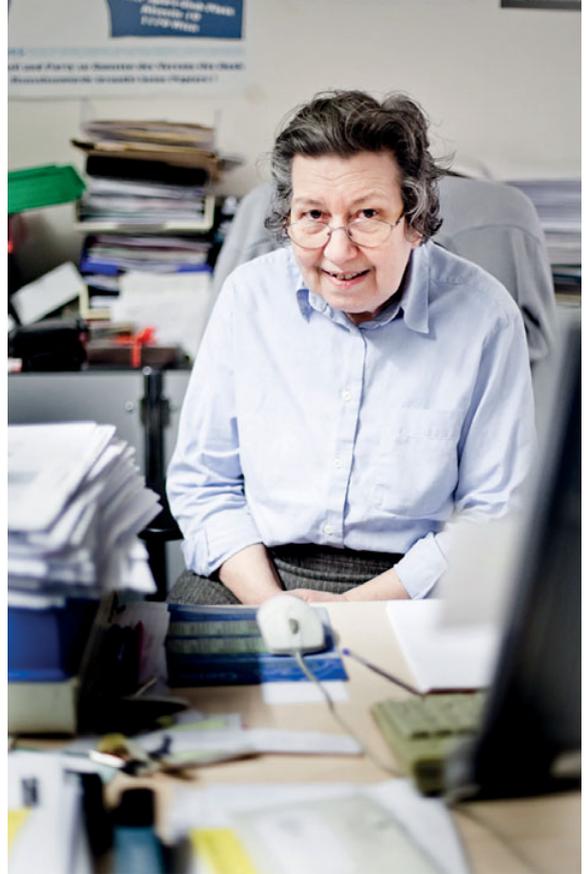
Falls kein/e Urheber/in ausgewiesen ist:

SOS Mitmensch.

IN MEMORIAM

Können's Ihnen das vorstellen?

Am 19. Jänner 2018 starb die Erzieherin und Flüchtlingshelferin Ute Bock. In ihren MO-Kolumnen nannte sie die Dinge beim Namen.



Von ihr kann man alles haben, nur kein Nein. Die Flüchtlingshelferin Ute Bock ist im wahrsten Sinn grenzenlos. Ihre Sozialarbeit: der ganz normale Wahnsinn. Alltag in Wien.“ – So lauteten die einleitenden Worte der Kolumne, die Frau Bock viele Jahre in dieser Zeitschrift hatte. Erfrischend war ihr Zugang, über Themen zu sprechen. Sie war keine Schönfärberin, sondern benannte die Dinge beim Namen und auch der Tonfall gegenüber den von ihr betreuten Menschen hörte sich oft unerwartet rau an. Doch jede/r wusste, dass es in dieser Stadt keine bessere Fürsprecherin gab. Ute Bock war oft die letzte Station, die letzte Hilfe, wenn sich niemand mehr zuständig fühlte. Die Mundpropaganda darüber brachte ihren Verein immer wieder an die Grenzen seiner Möglichkeiten. Am liebsten wollte Frau Bock erst später am Abend besucht werden. Da ist es ruhiger, meinte sie. Die Gespräche über ihre Arbeit waren freilich von einer nie endenden Sorge, aber auch einem unerschütterlichem Humor geprägt. Über ihre Wirkung war sie sich wohl immer bewusst. In Erinnerung an Ute Bock hier noch einmal einige ihrer Kolumnen. (gun)

Was Wien nicht will

Unlängst ruft mich ein Vater von vier Kindern an, sie schlafen schon seit Tagen im Auto. An dem Tag hab ich eine Wohnung mit 30 m² angeboten bekommen. Also vermittele ich denen die Wohnung. Es dau-

ert nicht lang, da ruft mich das Jugendamt an und beschwert sich, dass die Leute so beengt untergebracht sind. Und wissen Sie, was das Jugendamt gegen die Beengtheit unternommen hat? Nix. Ich hab dann mit dem Hausherrn gesprochen, es war möglich, eine zweite Wohnung dazuzunehmen. So schaut's aus. Grundversorgung hat die Familie auch keine, weil sich der Fonds Soziales Wien weigert – die Leute wären ja Niederösterreich zugeteilt. Warum die dort aber keine Wohnung mehr haben, wär' ja vielleicht auch ganz interessant. Die Familie war in St. Pölten in einer Pension untergebracht und der Betreiber hat ihnen drei statt fünf Euro Taschengeld ausbezahlt. Daraufhin hat sich der Mann beschwert, das war's dann... weg war die Unterbringung. Dass man im Fonds weiterhin darauf beharrt, dass die Flüchtlingsfamilie zurück nach Niederösterreich geht, versteh ich überhaupt nicht. Ich hab den Zuständigen im Fonds gesagt: Jetzt hat der Mann eine Wohnung eingerichtet, Türstöcke aufgestellt, einen Haufen Arbeit gehabt. Die Kinder gehen in die Schule. Ja glauben Sie, dass es gut ist, wenn die Kinder jetzt schon wieder die Schule wechseln? Darauf kommt die Antwort: Jetzt haben die Kinder schon so oft die Schule gewechselt, das ist auch schon egal. Im Fonds Soziales Wien herrscht mittlerweile schon so ein Druck, dass sie sich für jeden Menschen, den sie in die Grundversorgung nehmen, gleich rechtfertigen müssen.

Wieso Platter half

Vor kurzem war ich im ORF in der Sendung „Zum Thema“ eingeladen. Innenminister Platter hat dort behauptet, dass alle AsylwerberInnen in Österreich in der Grundversorgung sind. Ich hab ihm leider widersprechen müssen. Wir sind dann bis zwei Uhr früh zusammengesessen. Genauso lang hat mir Platter zugehört. Viel hat er anscheinend wirklich nicht gewusst, er war betroffen und hat mir einen Kontaktmann im Innenministerium zugesagt, den ich für besondere Härtefälle kontaktieren kann. Es hat nicht lang gedauert, bis ich dort angerufen habe. Ein Nigerianer, er hat ein unbefristetes Visum und arbeitet hier, ist nach Nigeria gefahren, weil seinem zweijährigen Kind ein Riesengeschwür am Hals gewachsen ist. Es ist wahrscheinlich Krebs. Er hat es fotografiert und in einem Krankenhaus in Österreich zur Diagnose hergezeigt. Mit dem Kontakt im Innenministerium ist es uns dann gelungen, ein Visum zu bekommen und das Kind herzuholen. Die paar Mal, wo ich im Ministerium angerufen habe, ist tatsächlich geholfen worden.

Das sind Angstmacher

Unlängst hat sich eine Familie bei mir gemeldet, die haben zwei behinderte Kinder. Das eine hat einen Herzfehler, das andere ist blind. Die Mutter hat mich angerufen, sie will nicht nach Traiskirchen zurück, weil sie Angst hat. Die haben jetzt den zweiten negativen Bescheid bekommen. Da haben sie

ihr gleich dazugesagt: So, jetzt kommt die Fremdenpolizei und dann werden Sie abgeschoben. Können's Ihnen das vorstellen? Das Verfahren ist noch gar nicht zu Ende und die Beamten verbreiten schon Angst. Das Ergebnis ist, dass sich die Leute nicht einmal mehr auf die Post zu gehen trauen. Da kann ich hundertmal sagen: Ich hab angerufen, dir passiert nix. (Moment 9/2007)

Abends in der Zohmannngasse, bei Frau Bock läutet es an der Tür. Ein Mann in zivil, begleitet von zwei uniformierten Polizisten, erkundigt sich nach einem Asylwerber. Der Mann in zivil ist Fremdenpolizist. Er ist auffallend freundlich, die Streifenpolizisten schließen sich dem Tonfall an. Frau Bock sagt, sie glaubt nicht, dass der Gesuchte da ist, aber sie könnten ja nachsehen. Die Beamten gehen im Haus hoch, das Zimmer ist leer. Der Fremdenpolizist ersucht, den Betroffenen zu verständigen. Frau Bock bejaht. Wenige Minuten später sind die drei Beamten wieder verschwunden.

Der Blumenstock-Eklat

Seit knapp einem halben Jahr (2012, Anmerkung) hilft Frau Bock Flüchtlingen nun im 10. Bezirk mit einer Wohnung. Aufgeregte Anrainer, sagt Frau Bock, hätten sich wieder beruhigt. Sie erinnert sich: Leute gibt's. Auf einer Veranstaltung, wo wir uns den Anwohnern vorgestellt haben, war ein ganz aufgeregter Mann. Der ist gleich über das Gesellenheim von damals hergezogen. Da gab's einen Jugendlichen, der hat im 4. Stock einen Blumenstock am Fensterbrett stehen gehabt. Er war beim Gießen ungeschickt und das Blumenstöckl ist unten auf ein Auto gefallen. War kein großes Problem, wir waren versichert, der Besitzer, also der Mann, der sich jetzt so aufgeregert hat, war auch versichert. So was passiert in jedem Gemeindebau. Jetzt hat er aber den Leuten erzählt, dass jeden Tag die Blumenstöckl bei uns durch die Fenster geflogen sind. Sag' ich zu ihm: Glauben Sie wirklich, wenn der da drinnen schlafen will, dass er sich durch die Scheiben ein Blumenstöckl haut, dass es kalt herein geht? Genau der Mann hat vorgestern seinen Wagen unter meinem Fenster geparkt. Ich hab leider das Fenster nicht

rechtzeitig geöffnet, sonst hätt' ich ihn gefragt: Habens keine Angst vor den Blumenstöckln? Ich hab' ihn übrigens mehrmals beim Greißler getroffen, aber nie hat er ein Wort erwähnt.

Dumm in der Dresdner Straße

In der Zohmannngasse fand 1999 auch die sogenannte „Operation Spring“ statt. Ich hatte einen jungen Mann, der hat acht Jahre bekommen. Sie haben gesagt, deshalb, weil sie bei seiner Freundin viel Geld – „Drogen-geld“ – gefunden haben. Er hat aber bei einer Gruppe gearbeitet, die alte Autos herichtet und nach Nigeria bringt. Das Geld hat er bei seiner Freundin aufbewahrt. Die Berufung hat nichts genützt. Sein Geld hat er in diesen acht Jahren aber zurückbekommen. Das ist doch ein Zeichen, dass er nicht so großartig gelogen haben kann. Er hat in Stein siebeneinhalb Jahre gearbeitet. In den letzten 14 Tagen der Haft kriegt er den ersten negativen Bescheid. Er ruft mich an, was er tun soll, ich sag ihm: Nichts, nächste Woche bist du da, dann machen wir die Berufung. Er war dann aber nicht da, sondern ist in Schubhaft gekommen. Stellen Sie sich vor... Wenn ich ihn wirklich abschieben will, hol ich ihn gleich von Stein ab und steck' ich ihn nicht auch noch in Schubhaft. Nach zwei Wochen haben sie ihn wieder entlassen, da war dann die Rücklage aus Stein verbraucht. Die Schubhaft kostet ja was, das muss man bezahlen... Seine Fürsorgerin in Stein hat ihm erzählt, er hat Anspruch auf Arbeitslosengeld und er darf jetzt auch arbeiten... Ich sag, das glaub ich nicht, aber geh in die Dresdner Straße und frag nach, weil selbst wenn er nichts kriegt, muss er das belegen. Das ist wichtig für die Grundversorgung. Am Arbeitsamt sagt man ihm, er muss in die Wienerbergstraße gehen und sich eine Versicherungskarte besorgen. Dort sagt man ihm, er hat keine Versicherungsnummer. Ich frag in Stein nach, dort wissen sie es nicht. Ich ruf wieder in der Wienerbergstraße an, wo mir die Bearbeiterin sagt: Na, dann muss er halt eine beantragen. Ich frag' sie: Warum sagen Sie ihm das nicht, er ist vor Ihnen gestanden? Er fährt wieder in die Dresdner-, dann in die Wienerbergstraße und reicht ein. Nach drei Monaten kriegt er den Bescheid, dass er keinen An-

spruch hat – weil er dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung gestanden ist. Hat man das in der Dresdner Straße nicht von Anfang an gewusst? (MO 28/2012)

Frau Bock hat einen Sehnenriss in der Schulter. Plötzlich hat es einen Schnalzer gemacht, wie sie die Stufen hinuntergegangen ist. Dabei wollte sie sich nur aufstützen, weil ihr das Bein weh tut. Das Haus im 10. Bezirk wurde zwar tip-top hergerichtet, Aufzug hat es aber keinen. Es gibt vier Stockwerke. Inzwischen wurde die Sehne in der Schulter angenagelt, aber sieben Wochen den Arm in einer Fixierung, das macht keinen Spaß. Die Papierstöße im Büro werden auch nicht von selbst kleiner.

Die Ausweis-Shredder

Mich hat ein Polizist angerufen, der meinte, warum den Leuten die Lagerkarte weggenommen wird. Das sei doch ein Blödsinn. Sag ich, das fragen Sie mich? Das würd' ich selbst gerne wissen. Den Asylwerbern wird ja bei Kontrollen öfters die so genannte Lagerkarte weggenommen oder auch gleich zerrissen, wenn sie abgelaufen ist. Wenn dann jemand einen blauen Brief kriegt, eh oft von der Polizei, kann er ihn nicht mehr abholen, weil er keinen Ausweis mehr hat. Der Polizist hat gemeint, da sollte ich doch was tun dagegen. Sag ich ihm, was soll ich machen. Ich hab' deswegen eh schon im Innenministerium angerufen und gesagt, was für ein Unsinn das ist. Denn selbst wenn die Lagerkarte nicht mehr passt, wenn er aus dem Verfahren draußen ist, ist doch sein Name, sein Geburtsdatum, sein Bild drauf. Dann kann er sich ausweisen. Im Computer sieht dann auch jeder gleich, wie der Verfahrensstand ist oder was sonst gesucht wird. Im Innenministerium hat man mir gesagt, man wird mich zurückrufen. Gehört hab ich nichts mehr.

Brauchen ein Treffen...

Ich hab' immer auch Menschen, die auf Matratzen hier schlafen. Wenn da in der Nacht jemand anläutet, will ich immer auch den Ausweis sehen. Ich will ja keinen Raubmörder unterbringen. Und ich möchte auch schauen, obs keine andere Möglichkeit gibt,

wo der wohnen kann. Das ganze ist aber ein schlechter Scherz, die Leute kommen ja gerade zu mir, weil sie die Einrichtungen alle rausschmeißen. Das ist die ärgste Frechheit. Und das wird schlimmer. Der evangelische Flüchtlingsdienst hat die Grimmigasse gesperrt. Die drei Häuser beim Arsenal, die einmal Obdachlosenheime waren, da gibt's nur mehr eines. Ich telefonier am Abend oft zwei Stunden, dass ich für jemand einen Platz find'. Aber es sind einfach alle voll, es geht denen wie mir. Ich hab gemeint, jetzt sind die Wahlen vorbei, jetzt sollten wir ein Treffen machen, wo alle Beteiligten dabei sind. Wir müssten einen Katalog erstellen, mit allen Unterbringungsmöglichkeiten. Weil so kann es nicht weitergehen.

...für Unterbringung

Bei mir wohnen gerade ein paar junge Afrikaner, die gehören ja erst erzogen. Zu denen geh ich 20 Mal rein und sag: Gebt's die Fiass vom Tisch, die sind so zwischen 18 und 25 Jahre alt. Die fliegen in der Gegend herum, arbeiten dürfen sie ja nichts, gerade in dem Alter braucht man aber was, womit man sich beschäftigen kann. Da hinten ist die „Trost-Kaserne“, die steht leer. Im Parterre lagert das Bundesheer noch irgendwelche Gegenstände, aber alle anderen Räume sind leer. Die Kaserne wär' für so einen Zweck eingerichtet, da kann man die Leute unterbringen und einen geregelten Tagesablauf machen. Um 8 ist wecken, um 9 ist Frühstück, um 10 ist Deutschkurs, um 13 Uhr ist Mittagessen. Und jetzt? Knotzen die Leute auf Matratzen herum, was sollen sie tun? Wenn ich sag' bitte steh auf, dann steht er halt neben der Matratze. Der weiß ja nicht, wo er hingehen soll. Wir machen ja Deutschkurse, wir betreuen die Leute, aber bitte für die, für die wir Zimmer und Platz haben. Wir können das ja nicht auch noch für die anderen Einrichtungen übernehmen. Es gibt hier ein echtes Problem, dass man die Leute auf der Straße lässt, daran kann doch niemand ein Interesse haben. (MO 33/2013)

Frau Bock macht langsame Fortschritte nach ihrem Schlaganfall. Übungen für den einen Arm bleiben ihr noch nicht erspart, auch nicht ein Haufen Tabletten. Sie sitzt noch im



Rollstuhl und kommentiert die Situation auf ihre Weise: Es ist besser g'sund, reich und g'scheit als krank, arm und deppert.

Haus gesucht

Ich brauch noch ein Haus, ich brauch eine Notschlafstelle. Es kommt jeden Tag jemand, den wir nirgendwo unterbringen können und den wir wegschicken müssen. Das ist furchtbar. Ich kann ja jemand nicht einfach zu irgendeiner anderen Familie dazulegen, darauf muss man schon achten. So könnt' ich sagen: Da ist eine Notschlafstelle, da kannst von heute auf morgen schlafen, dann kommst wieder her und wir schauen, was du für Chancen hast mit dem Asyl. Und dann kann man sich um eine andere Unterkunft kümmern. Ich hätte sogar zwei tüchtige Mitarbeiter dafür. Ich will diese Woche noch da runter fahren, zur Kirche, und da oben gibt's auch eine, und eine im zweiten Bezirk, wo ich fragen werd'. Ich will nicht, dass die Leute in der Kirche schlafen, aber vielleicht gibt es wo ein Billigsdorfer-Haus mit Kleinstwohnungen drin, das unsere Leute dann herrichten können.

Mutter mit Säugling

Unlängst kommt um 10 Uhr am Abend eine Frau mit einem Säugling und einem vielleicht dreijährigen Kind, blazt, sie hat nix zum Schlafen und kann den Kindern nix zum Essen geben. Sie hat nichts. Das Essen kann man regeln aber mit dem Schlafen, das is eine Katastrophe. Die war in Ungarn verheiratet und dort geschieden, der Mann hat sie rausgeschmissen. Gut, was es für Leut' gibt, das weiß man. Jedenfalls kann ich ned sagen, Geh zu deinem Mann zurück, das geht nicht. Ich hab sie dann wo untergebracht, sie kriegt von mir ein wöchentli-

ches Geld, auch wenn sie Gewand braucht für die Kinder, kriegt sie auch eins. Aber so was funktioniert nicht endlos, ich kann das nicht bei der nächsten wieder und bei der nächsten wieder machen. Jetzt wohnt sie in einer Wohnung von mir. Das eine Kind war im Wickelkissen, das andere war vielleicht drei Jahre alt. Aber sie hat Deutsch können, ein bisserl zumindest.

Probeliegen

Vor dem Fenster ein kleiner Garten, dort werden Beete gepflegt. Ich hab einen Afghanen, der den Hof betreut, der bildet sich ein, er ist Gärtner. Der macht das wirklich sehr schön. Der hat auch die Vogelhäus'n aufgehängt. Schauen Sie einmal da, sehen Sie die Hochbeete da hinten, die der gemacht hat? Ich hab' immer gesagt, das schaut aus wie ein Probefriedhof (lacht). Die Beete hat er selbst aus den Brettl'n gebaut. Ich hab zu ihm gesagt: Kannst ned warten, bis ich tot bin? Probeliegen tun wir erst dann.

Nicht das Himmelreich

Wenn man im Fernsehen die Bilder von den Flüchtlingen in Syrien sieht, das ist schlimm. Ich bin sonst schon belastbar, aber wenn man die Kinder sieht, wie die weinen, und die Eltern, die die Nerven schon weg-schmeissen, wegen der Belastungen... Ich hab einen schwarzen Vater im Haus mit einem süßen Kind, das jetzt in die erste Klasse Volksschule geht. Die hör' ich, wenn sie heimkommt, weil sie so laut ist. Wenn das mein Enkelkind wär', ich weiß nicht... Er sagt: ‚Komm, du musst was essen.‘ Das Kind: ‚Ich will nicht, ich mag nicht, ich hab keinen Hunger.‘ Er: ‚Na komm, dann gehen wir schlafen.‘ Da sagt die Kleine drauf: ‚Siehst du nicht, dass ich beschäftigt bin?‘. Die sind von der Elfenbeinküste gekommen, vielleicht schon eineinhalb Jahre bei mir. Die sind auch einmal vor der Tür gestanden, ob sie da übernachten können. Der Mann geht aber arbeiten, das Kind bringt er zur Tagesmutter. Das ist alles nicht so leicht. Erstens: Wer gibt einem Schwarzen eine Wohnung? Zweitens muss er sich was ansparen, dass er sich das leisten kann. Natürlich würde jeder gerne weg, in eine eigene Wohnung. Das Haus hier ist nicht das Himmelreich auf Erden. Aber natürlich ist es besser als die Straße. Es ist halt als Starthilfe gedacht. (MO 39/2015)

LEBENSÄUFE

Das größte Glück

Neustart in Österreich: Wie eine junge Syrerin ihr Leben ein zweites Mal aufbaut und trotzdem immer ein Lächeln auf den Lippen trägt. Teil 2 der Serie: Was wurde aus den Geflüchteten, die 2015 nach Österreich kamen?

REPORTAGE UND FOTOS: MILENA ÖSTERREICHER

Batool Al Shikh Yasin huscht in bequemer Jogginghose die Stiegen hinunter, ihre kleine Tochter Talia auf dem Arm. Batools freundliches Lachen begrüßt einen durch die Glastür, noch bevor sie sie geöffnet hat. „Hallo, wie geht es dir?“, fragt die Syrerin und streckt die Hand entgegen. Seit Dezember 2015 wohnt die junge Mutter mit ihrem Mann Mahmood in der Wohnung eines grünen Mehrfamilienhauses im niederösterreichischen Pfaffstätten. Vier Monate zuvor, im September 2015, kam das

**Wir haben ein
eigenes Haus gebaut
und in Jobs gearbeitet,
die wir liebten.**

syrische Ehepaar nach zehntätiger Flucht in Österreich an. Zumindest einmal physisch. „Wir machen hier einen Neustart.“, sagt Batool. In Syriens Hauptstadt Damaskus hatten sich die 30-Jährige und ihr Mann ihr gemeinsames Leben bereits aufgebaut. „Wir haben ein eigenes Haus gebaut und in Jobs gearbeitet, die wir liebten.“ Batool arbeitete als Landschaftsingenieurin und lehrte an der Universität in der Stadt Hamab. Mahmood studierte Medizin und arbeitete in mehreren Krankenhäusern. Einzig ein Kind fehlte dem jungen Paar noch zu ihrem perfekten Glück.



Sie arbeitete als Landschaftsingenieurin in Syrien, er studierte Medizin. Tochter Talia kam in Österreich zur Welt.

„Asylkooperation“ mit Slowakei

Doch 2011 bricht der Bürgerkrieg in Syrien aus. In Damaskus wird es durch die vielen Bombardierungen immer gefährlicher, das Ehepaar entschließt sich 2015 zur Flucht. Erster Stopp: Libanon. Weiter mit dem Bus in die Türkei. Von dort sieben Stunden Bootsfahrt nach Griechenland. 60 Menschen im winzigen Schlauchboot, viele kleine Kinder an Bord, die Angst groß. Dann zu Fuß weiter, nach Kroatien, nach Ungarn, nach Österreich. Der Preis der Reise: 5.000 Euro pro Person. Und eine Menge an Erinnerungen, lieben Menschen und Besitz, die Batool und ihr Mann hinter sich lassen müssen.

In Österreich angekommen, ist die Reise allerdings noch nicht zu Ende. Batool und Mahmood müssen weiter, diesmal in die Slowakei. Die damalige österreichische Innenministerin Johanna Mikl-Leitner vereinbarte mit ihrem slowakischen Amtskollegen eine so genannte Asylkooperation. 500 AsylwerberInnen mussten in eine Unterkunft am Rande der südslowakischen Stadt Gabčíkova wechseln, da die Erstaufnahmestelle Traiskirchen überbelegt war. Nach zwei Monaten erhalten Batool und Mahmood einen positiven Asylbescheid und können zurück nach Österreich. „Es ist schade, da haben wir zwei Monate verloren, in denen wir Deutsch lernen hätten können.“, sagt Batool heute.

Initiative „Together“

Über eine befreundete Familie finden Batool und ihr Mann schließlich die Wohnung in Niederösterreich. „In Pfaffstätten ist endlich Ruhe in meinen Kopf eingekehrt.“, erzählt sie. Die Kleinfamilie fühlt sich in der kleinen Gemeinde mit über 3500 Einwohnerinnen wohl. „Die Menschen im Ort sind wirklich sehr nett.“ Wenn sie eine ruhige Minute findet, hört Batool Musik, liest oder geht gern, aber selten, ins Fitnessstudio. Während sie erzählt, lauscht ihre ein- und einhalbjährige Tochter Talia gespannt den Liedern, die aus dem Tablet ihrer Mama erklingen - „Wir fahren zur Schokoladenallee.“, tönt es aus dem Lautsprecher. „Sie liebt deutsche Kinderlieder. Sie will keine anderen hören.“, sagt die Mutter ein klein wenig stolz. „Daher gehört Lieder auf Deutsch zu singen mittlerweile auch zu meinen Hobbys.“, erzählt sie grinsend.

„Am Anfang war die deutsche Sprache sehr schwierig für uns.“, berichtet Batool. Unterstützung fand sie bei der Pfaffstättner Freiwilligeninitiative „Together“. Im Pfarrheim wird gemeinsam mit Einheimischen Deutsch gelernt und auch gemeinsame Aktivitäten unternommen. „Das Schönste war, als wir zusammen gekocht und dann von allem gekostet haben, vom österreichischen und vom syrischen Essen.“ Ein weiteres Highlight für Batool: der Theaterausflug ins benachbarte Baden. „Wir haben Papageno gesehen, das war ganz toll.“, erzählt sie mit strahlenden Augen.

Neben den improvisierten Deutschkursen im Pfarrheim, besuchte sie auch einen A1-Kurs an der Volkshochschule und absolvierte die dazugehörige Prüfung. „Als Talia ein Baby war, war es sehr schwierig mich auf Deutsch zu konzentrieren. Sie hatte sehr lange gesundheitliche Probleme und brauchte unsere volle Aufmerksam-

In Pfaffstätten ist endlich Ruhe in meinen Kopf eingekehrt.

keit.“ Ihr Mann Mahmood bestand bereits erfolgreich die B2-Deutschprüfung. Momentan lernt er intensiv für die medizinische Fachvokabular-Prüfung im Sommer. Er hat eine Arztstelle in einem Krankenhaus in Aussicht sobald die Nostrifizierung seiner Diplome beendet ist.

Batool wartet derzeit auf einen Deutschkursplatz. „Sobald ich die Zusage für einen Kurs habe, gebe ich Talia zu einer Tagesmutter.“ Die Kleine hat noch Scheu vor fremden Menschen. „Ich möchte, dass sie das Problem im Kindergarten dann nicht mehr hat und dass sie mit zwei Sprachen aufwächst.“, sagt Batool.

Fast perfekt auf Deutsch

Die Syrerin verständigt sich fast problemlos auf Deutsch. „Die Frau bei der Einstufung, wollte mir sofort einen B1-Kurs geben, aber ich habe gesagt: Bitte, bitte erst A2. Ich möchte die Grammatik und alles wirklich gut lernen.“ Neben den Treffen mit ihren „Together“-FreundInnen, übt sie zuhause alleine mit YouTube und Büchern. „Manchmal, wenn gerade niemand zum Üben da

ist, spreche ich auch selbst laut mit mir Deutsch: ‚Batool, du musst noch einkaufen gehen‘, zum Beispiel.“, grinst die junge Frau. Einzig die Wörter „Krieg“ und „Grenze“ geraten ihr im Gespräch durcheinander. Sie erzählt von „der Grenze 2011“. Das Jahr hat tatsächlich neue Grenzen in ihrem Leben gesetzt. Der Krieg in Syrien bricht aus, der IS erobert Teile des Landes. „Seit diesem Zeitpunkt trug ich immer ein Kopftuch in der Tasche bei mir. Wenn ich Daesh (Anm.: der „Islamische Staat“) aus der Ferne sah, setzte ich es sofort auf.“

Heute sitzt die junge Frau ohne Kopftuch auf dem großen grauen Sofa ihrer Pfaffstättner Mietwohnung. Ihr langes schwarzes Haar fällt über den Rücken. Talia sitzt auf ihrem Schoß und spielt mit einer Strähne. Auch vor dem Krieg trug Batool nie ein Kopftuch. Sie ist Ismailitin, Angehörige eines Zweigs des schiitischen Islams. „Wir sind in unserem Denken und Weltbild sehr offen“, sagt sie. „Wenn ich hier in Österreich Frauen mit Kopftuch sehe, habe ich bei manchen das Gefühl, sie seien noch nicht so ganz angekommen.“

Die studierte Landschaftsingenieurin möchte sobald als möglich wieder zu arbeiten beginnen. „Ich kann nicht einfach nur still sitzen ohne Arbeit.“ Batool verschwindet kurz in der Küche, um das Abendessen zu holen. Sie kommt mit zwei Tellern Reis mit Auberginen und Tomaten zurück - „Ich bin Vegetarierin, schon seit meiner Kindheit.“ Das Wohnzimmer duftet nun nach feinen Gewürzen. „Das Wichtigste ist, dass mein Mann und ich nun so schnell als möglich Jobs finden und wir eine Zukunft für uns und Talia aufbauen. Talia ist das größte Glück, das uns seit unserer Flucht passiert ist. Sie ist jetzt unsere größte Motivations- und unser größter Antrieb.“

Milena Österreicher arbeitet als freie Journalistin und unterrichtet Deutsch als Fremdsprache. Sie übersetzt aus dem Spanischen ins Deutsche. Sie hat Publizistik und Kommunikationswissenschaft sowie Transkulturelle Kommunikation in Wien und Madrid studiert.

www.milenaosterreicher.com



Zwei Monate im slowakischen Gabčíkovo im Rahmen von Mikl-Leitners „Asylkooperation“. Da haben wir zwei Monate verloren, in denen wir Deutsch lernen hätten können, sagt Batool.

FILM

Fake Industry

Werner Bootes neuer Film „The Green Lie - Die grüne Lüge“ handelt von den Ökolügen der Konzerne. Expertin Kathrin Hartmann schärft dabei unseren Blick.

TEXT: GUNNAR LANDSGESELL



Es ist eine Lehrstunde, wie die Natur dem Kapital geopfert wird. Als Regisseur Werner Boote und die Buchautorin Kathrin Hartmann auf Grande Isle in Louisiana einen Fischereibetrieb besuchen, holt Firmenchef Bob Dudley einen frisch gefangenen Shrimp mit schwarzen Kiemen aus einem Behälter. Das Tier hat beim Einatmen die hochgiftige Chemikalie Corexit und Teer aufgesaugt. Als 2010 eine Leasingfirma des Ölkonzerns BP auf der Ölförderplattform „Deepwater Horizon“ gesetzliche Sicherheitsstandards umging, um vor Ablauf der Fördererlaubnis noch so viel Öl wie möglich aus dem Meeresboden zu pumpen, kam es zur Explosion. Die Ölpest war die schlimmste dieser Art in der Geschichte der USA. Bob Dudley bot BP seine Fischerboote an, um das Öl von der Meeresoberfläche abzuschöpfen. Doch BP war das laut Dudley zu teuer. Die Devise war, das Öl lieber verschwinden zu lassen. Sie schütteten große Mengen an Chemikalien in den Golf von Mexiko, so dass das Öl verklumpte und auf den Meeresboden sank und diesen mit dem giftigen Gemisch aus Chemie und Teer verseuchte. Nicht lange darauf startete BP eine große Marketingaktion, und lud die beiden Buchstaben mit neuem Sinn auf: Das Unternehmen wollte fortan lieber als „better people“ und „Beyond Petroleum“ assoziiert werden, obwohl die Umsätze des Konzerns aus anderen Energieträgern gering sind. Ein Fall

von Greenwashing, bei dem eine umweltschädliche Technologie durch freches Marketing in etwas anderes verwandelt wird.

Doppelconference statt erhobener Zeigefinger

Fälle wie diese sind es auch, denen Boote und Hartmann in „The Green Lie“ nachspüren. Sie reisen um die halbe Welt und erschüttern das Vertrauen in die grünen Versprechen der Wirtschaft nachhaltig. Boote, der im Stil des US-amerikanischen Dokumentarfilmers Michael Moore wie in seinem Film „Plastic Planet“ als Conferencier gerne selbst durch seine Filme führt, setzt diesmal auf eine Doppelconference mit Kathrin Hartmann. Die Journalistin und Sachbuchautorin („Ende der Märchenstunde“, „Aus kontrolliertem Raubbau“) ist eine der profundesten Kennerinnen zu Fragen der Nachhaltigkeit und wie die Industrie mit dem Begriff Konsumenten täuscht. Boote spielt im Film den aus Bequemlichkeit gutgläubigen, tatsächlich ignoranten Konsumenten, der nur zu gerne bereit ist, an die ökologische Wende zu glauben. Hartmann kontert mit schlüssigen Argumenten. Das wirkt manchmal etwas theatral, in anderen Momenten aber wieder als witziges Konzept. Immerhin umgeht Boote so, sein Kinopublikum mit erhobener Zeigefinger zu belehren. Beim Thema dieses Films, der von krassen Missständen erzählt, wäre das Bedürfnis dazu wohl groß.

Feinstaub nach Schweden

Das Spannende an diesem Film ist, wie er Verhältnisse lüftet, die geradezu unsichtbar sind, weil sie derart gut in unsere Normalität eingepackt sind. Landschaften werden einem als Naturschutzgebiete verkauft, E-Autos als umweltfreundlich, Kohlekraftwerke dank Filter als sauber, und Palmöl als nachhaltig. Eine grüne Welt, in der wir leben, und in der wie die Windkrafträder als Verschandelung der Natur empfinden, während kleinste Feinstaubpartikel, die man nicht mehr aus den Lungenbläschen bekommt, munter vom Ruhrpott bis nach Schweden fliegen. Die Industrie, sagen Hartmann und Boote, will nichts verändern, außer ihr Marketing. So lobbyiert sie bei der Politik, und ist dabei höchst erfolgreich.

Eine der eindrucklichsten Szenen von „The Green Lie“ ist wohl jene, in denen Boote und Hartmann auf einer schwarz verkohlten Fläche auf Sumatra stehen, die kurz zu-





Rinderherden statt Regenwald: Fleisch für unsere Tische. (re.ob.) Bestseller-Autor Raj Patel („The Value of Nothing“). (li.unt.) Auf der Suche nach Palmöl-freien Produkten. (re. unt.) Abgebrannter Regenwald schafft Platz für Monokulturen.

vor noch Regenwald war. Zwei Meter unter ihnen glost der Torfboden vor sich hin, es sind fast unauslöschliche Funken, die sich unterirdisch fortsetzen, während immense Mengen von bis dahin gebundenem CO₂ die Klimaerwärmung weiter befördern. Immer wieder wird im Interesse von Palmölproduzenten Primärwald in Ländern wie Indonesien oder Malaysia niedergebrannt, um dort Monokulturen anzubauen. Das ist zwar gesetzlich nicht erlaubt, findet aber dennoch in großem Stil statt. Die Gewinnmargen für Lebensmittel auf dem europäischen Markt konnten dank billigem Palm-

öl einmal mehr erhöht werden. Und auch Indonesien als weltgrößter Exporteur von Palmöl kann sein Bruttoinlandsprodukt auf diese Weise deutlich steigern. So gesehen verwundert es nicht, wenn der indonesische Innenminister sich auf der Palmöl-Konferenz IPOC über NGOs lustig macht, die ein paar Orang Utans retten wollen. Tatsächlich starben 2015 rund 100.000 Menschen, als Teile des indonesischen Regenwaldes niedergebrannt wurden. Es war die schlimmste Ökokatastrophe in der Geschichte des Landes. Bis heute sind mehr als eine halbe Million Menschen an den Langzeitfolgen gestorben. Der Aktivist Feri Irawan, der die Praktiken von Konzernen und Regierung dokumentiert, kann indes berichten, wie oft solche Feuer illegal gelegt werden. Der Staat ist in solchen Momenten fern. Als Boote auf

Greenwashing: abgebrannte Primärwälder für Palmöl, KonsumentInnen im Westen als nachhaltig verkauft.

einer Fachmesse kritisch nachfragt, ob garantiert kein Regenwald für dieses Produkt vernichtet wurde, vermag der Firmenvertreter kaum zu erklären, ob Produkt-Info und Realität tatsächlich übereinstimmen. Ehrlichkeit wirkt manchmal geradezu entwaffnend, als ein Verkäufer erklärt, die Aufschrift „Organic“ bedeute nur, der Inhalt sei weniger giftig als bei anderen Erzeugnissen.

Chomsky fordert Systemwechsel

Man könnte denken, Greenwashing funktioniert besonders gut, wenn die Distanzen zwischen Produzent und Konsument

besonders weit sind. Den Regenwald zu schützen, dafür dürften AktivistInnen schon öfters ein mitleidiges Lächeln geerntet haben, so abgedroschen klingt dieser Satz. Im gigantischen schwarzen Schlund des Braunkohlereviere Garzweiler, wo Boote mit einem umweltfreundlichen Tesla anreist, kommt es Kathrin Hartmann zu, die ökologische Frage mal gründlich zu klären. Energie für Individualverkehr, Rohstoffe für seltene Erden, das Fehlen einer Kreislaufwirtschaft, all das sei mitverantwortlich für die fortschreitende Klimaerwärmung und durch ein Elektroauto sicherlich nicht durchbrochen. Der Konsument als gutgläubiger Mensch, dieses Sujet wird im Film an dieser Stelle wohl am deutlichsten. Hartmann ist in „Green Lie“ nicht die einzige Stimme, die eine systemische Veränderung einfordert. Am MIT in Massachusetts besuchen Boote und Hartmann einen der bekanntesten Intellektuellen der USA, Noam Chomsky. In diesem knapp gehaltenen Interview formuliert Chomsky das, was aus seiner Sicht getan werden müsse: Die Macht der Konzerne, insbesondere deren Einfluss auf die Regierungen, müsse gebrochen werden, während die Ökonomie unter die Kontrolle der Öffentlichkeit gestellt werden müsse. Utopisch, meint Boote sinngemäß. Chomsky kontert: Das hätten die Herrscher im Mittelalter wohl auch gesagt, hätte ihnen jemand von einer demokratischen Gesellschaftsform erzählt. Bis dahin könne es aber noch lange dauern, während man sich heute noch mit den bösesten Effekten des Green Movement beschäftigen muss. Der Wissenschaftler und Autor Raj Patel bringt es auf den Punkt: Es wird einem immer das Gefühl vermittelt, dass man als Kunde selbst entscheiden kann, welches Produkt man kauft. Doch gerade darin liege die Perfidie: Wir alle werden damit als KundInnen individualisiert, doch, so Patel, durch Einkaufen könne man keine Gesetze ändern. Bleibt die Frage, wieso Gesetze so verfasst sind, dass man sich als Kunde, als Kundin überhaupt Sorgen machen muss?



Kathrin Hartmann
Die grüne Lüge. Weltrettung als profitables Geschäftsmodell
 Karl Blessing Verlag 2018
 240 Euro, 15 Euro



POPULÄR GESEHEN

Früchte des Zorns

In seinem Song „The Promise“ erzählt Bruce Springsteen von einem Mann, der einem versprochenen Traum folgt: dass jeder gewinnen kann, wenn er nur will.

EINE KOLUMNE VON MARTIN SCHENK
Illustration: Petja Dimitrova

„**B**ie Autobahn ist wieder belebt, heute Abend. Und jeder weiß, wohin sie führt. Ich sitze hier unten im Licht des Lagerfeuers. Und warte auf den Geist von Tom Joad“. Das sind die ersten Strophen in einem Song von Bruce Springsteen. Der Sänger greift die Geschichte von Tom Joad auf. Tom Joad ist der Hauptcharakter in John Steinbecks Roman „Früchte des Zorns“ über die Große Depression in den USA der Zwischenkriegszeit. Ein gut dotierter öffentlicher Fonds förderte Schriftsteller, Singer-Songwriter, Filmemacher und Fotografen darin, die leisen Stimmen, den gewöhnlichen Alltag und die missachteten Existenzen in den Blick zu bekommen. Sie erzählten Geschichten, von denen keiner erzählt. Sie machten den Alltag derer sichtbar, die nicht im Licht stehen. Sie verstärkten die Stimmen, die gewöhnlich überhört werden. Die nicht erzählten Geschichten haben – damals wie heute – meist auch nicht gesehene Orte. Die Wohnungen prekärer Arbeit, die Tellerwäscher in der Küche, das Dorf eines gebrechlichen Mannes am Land. In seinem Song „The Promise“ erzählt Springsteen eine Geschichte von heute im Geiste Tom Joads von damals. Ein Mann schlägt sich durch. Ein Job hier, ein Job da. Meistens geht es über den Highway von einem Ort zum anderen. Irgendwo findet er Arbeit, meist mies bezahlt, leben kann man davon nicht. Am Abend kommt er ins Sinnieren, als er ein paar Achtel vom billigen Wein geleert hat. „Ich



Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie Österreich.

lebte ein Geheimnis“, gesteht er, „wollte es immer für mich behalten. Ich folgte dem Traum, den die Leute am Fernsehschirm hochhalten“. Dem versprochenen Traum, dass jeder gewinnen kann, wenn er nur will. Der Tagelöhner stützt den niedergesunkenen Kopf mit seinen beiden Händen ab. Es ist das große Versprechen, der amerikanische Traum: Wenn du dich nur anstrengst, dann wirst du Millionär. „Wenn das Versprechen gebrochen wird, lebst du weiter“, heißt es im Song, „aber es stiehlt etwas aus der Tiefe deiner Seele“. Das Versprechen, dass alle gewinnen, wenn sie nur wollen, ist ein Betrug. Der Mann hebt seinen Kopf: „Ich fühle mich, als würde ich den gebrochenen Geist aller tragen, die verloren haben“

In diesem Geist tritt auch die junge Lyrikerin und Musikerin Kate Tempest auf. Mit ihrem Debütalbum „Everybody Down“ tourte sie letztes Jahr durch die Welt. „Egal wie furchterregend der Zustand der Welt gerade sein mag, ist da immer die Hoffnung, dass eine frische Idee alles wieder ins Gleichgewicht bringt“, sagt sie. Und Springsteens Song endet mit der Strophe von Tom Joad: „Mama, wo immer ein hungriges, neugeborenes Baby schreit, wo immer ein Kampf gegen das Blut und den Hass, der in der Luft liegt, geführt wird – kannst nach mir suchen, Mama, da bin ich! Wo immer jemand um einen Platz im Leben kämpft, oder einen anständigen Job, wo immer jemand um Freiheit kämpft – Schau in ihre Augen, Mama, du wirst mich sehen“.

SONDERECHE

Das Vermächtnis der Frau Bock

Wer sich zu den Ausgegrenzten stellt, wird selbst ausgegrenzt. Aber die Solidarität vieler holt sie in die Mitte zurück.

UM DIE ECKE GEDACHT MIT
PHILIPP SONDEREGGER
Illustration: Petja Dimitrova

Ute Bock ist gestorben. Am Ende zeigte sich die Anerkennung in ihrer ganzen Wucht. Zum Lichtermeer am Heldenplatz kamen Tausende, denen Bock etwas bedeutet hatte. Zwei Bundespräsidenten, der Bürgermeister, die Parteispitzen und das UN-Hochkommissariat meldeten sich zu Wort. Die Stadt Wien bot ein Ehrengrab an. Sogar der Kanzler hat seinen Respekt getwittert. Frau Bock hätte den amtlichen Zuspruch klammheimlich genossen und ihre Genugtuung mit ein paar spöttischen Bemerkungen kaschiert.

Man muss sich in Erinnerung rufen, Frau Bock war in dieser Stadt eine Paria gewesen. Als die noch völlig unbekannte Erzieherin im Jahr 1999 bei einer Vorstandssitzung von SOS Mitmensch vorstellig wurde, hatte die Polizei in ihrem Gesellenheim gerade ein halbes Kilo Kokain und Heroin sichergestellt. Gegen Bock wurde wegen Drogenhandels und Bandenbildung ermittelt, die Stadt Wien hatte die Heimleiterin dienstfrei gestellt und ein Disziplinarverfahren eingeleitet. Bock hatte zu dieser Zeit nicht mehr viele FürsprecherInnen. Der Suspendierung war eine kontinuierliche Zerrüttung mit ihren Vorgesetzten vorangegangen. Bock hatte standhaft die Weisungen ignoriert, unterstandslose Schwarze abzuweisen. Flüsterpropaganda zeichnete die Gefallene als unzuverlässige Person, die auf sozialarbeiterische Qualitätsstandards pfeife. Wer sich zu den Ausgegrenzten stellt, wird selbst ausgegrenzt. Das ist der erste

CLARTEXT



Philipp Sonderegger ist Menschenrechtler, lebt in Wien und bloggt auf phsblog.at.

Satz aus dem Vermächtnis der Frau Bock. SOS Mitmensch stiftete den Ute-Bock-Preis. Noch im selben Jahr wurde er der Namensgeberin mit Hilfe der Grünen im Wiener Rathaus verliehen. Dann bauten wir in unserem Gassenlokal einen Verein und Infrastruktur für Frau Bock auf. Die Solidaritätsaktionen „Bock auf Bier“ und „Bock auf Kultur“ spielten 300.000 Euro ein. Der Rest ist Geschichte. Zahlreiche Initiativen folgten. Frau Bock erlangte Kultstatus und 2005 bezog ihr neuer Verein eigene Räumlichkeiten. Zu dieser Zeit konnte auch die „Operation Spring“ öffentlich aufgearbeitet und Frau Bock voll rehabilitiert werden. Solidarisches Handeln der Vielen holt die Ausgegrenzten in die Mitte zurück. Das ist der zweite Satz aus dem Vermächtnis der Frau Bock.

Die sture Menschlichkeit der Frau Bock gibt uns Halt und Orientierung. Bock sah im Gegenüber zunächst vorbehaltlos ein gleichartiges Wesen. Das berührt uns tief, weil uns unsere Sehnsucht nach diesem Ideal im eigenen Alltag laufend mit dem Scheitern konfrontiert. Ihre geradezu unerbittliche Hilfsbereitschaft war aber immer auch zwiespältig. Frau Bock hat sehr viel gelitten. Zwar war sie die Meisterin der scherzenden Aufrichtung, doch für ihren eigenen Schlaf hat die Zeit nicht immer gereicht. Mit Humor und Selbstliebe bewältigen wir die Gratwanderung zwischen Engagement und Aufopferung. Das ist trotz allem der dritte Satz aus dem Vermächtnis von Frau Bock.

Zuwanderungspolitik ist abgesagt

Paradox aber wahr: Seit der Asylkrise 2015 ist die Frage, wie Zuwanderung aktiv gestaltet werden soll, ins Hintertreffen geraten.

CLARA AKINYOYOYE SAGT ES NICHT DURCH DIE BLUME. EINE KOLUMNE ÜBER DIVERSITÄT UND MIGRATION. Illustration: Petja Dimitrova



Clara Akinyosoye ist freie Journalistin und Ex-Chefredakteurin von M-Media.

Neulich musste ich an Ex-ÖVP-Obmann und Außenminister Michael Spindelegger denken. Er hatte 2010 gesagt, Österreich brauche bis zum Jahr 2030 zusätzlich 100.000 ZuwanderInnen, um angesichts der älter werdenden Bevölkerung, die Gesundheits- und Sozialsysteme am Leben erhalten zu können. ExpertInnen sagten schon damals, dass es tatsächlich um ein vielfaches mehr sein müssten. Doch sei es drum: Heute würde Regierungsmitgliedern so ein Statement gar nicht mehr über die Lippen kommen. Zwar war auch damals der Diskurs in Sachen Migration und Integration problemorientiert und die Politik restriktiv, doch aus Politik und Wirtschaft vernahm man auch pragmatische und fortschrittliche Stimmen. Sie stellten die Frage zur Diskussion, wie Österreich Migration gestalten und steuern kann. Vor dem Hintergrund, dass seit 2009 mehr Menschen nach Österreich einwandern als (wieder) auswandern, musste sich auch die Politik eingestehen: Ja, Österreich ist ein Einwanderungsland. Zuwanderung und Integration müssten also gemanaged werden. Maria Fekter richtete als Innenministerin einen Integrationsbeirat ein. 2011 kam die Rot-Weiß-Rot-Karte, um qualifizierte Arbeitskräfte ins Land zu holen. Österreich müsse für diese attraktiv sein, hieß es damals. Nach jahrelangem Drängen aus der Zivilgesellschaft wurde im selben Jahr ein Integrationsstaatssekretariat eingeführt. Doch der Wind hat sich gedreht. Das Thema Asyl hat das Thema der regulä-

ren Zuwanderung komplett verdrängt. Zwar hat Österreich seit 2015 zehntausende Flüchtlinge aufgenommen, doch Asyl und Migration sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Da in der Bevölkerung die Vorbehalte gegenüber Flüchtlingen groß sind, reagierte die Politik 2016 mit dem Versprechen geschlossener Grenzen und einem Zuwanderungstopp. Die Erkenntnisse vergangener Jahre, dass Österreich Zuwanderung braucht, scheinen vergessen. Der Wahlerfolg bestätigte ÖVP und FPÖ in ihrer Positionierung. Aktive Zuwanderungspolitik ist unter der neuen Regierung abgesagt. Dabei gibt es viel zu tun: Die Weiterentwicklung der Rot-Weiß-Rot-Karte zu einem attraktiven Instrument für Migrationswillige. Annehmen sollte sich die Regierung auch dem Problem, dass Menschen wegen mangelnder legaler Möglichkeiten den Weg über das Asylsystem suchen. Es ließe sich durch eine kluge, aktive Zuwanderungspolitik zumindest entschärfen. Doch dazu findet sich nichts im Regierungsprogramm. Genauso wenig wie Antworten auf Integrationsfragen: Wie kann die ethnische und soziale Durchmischung am Wohnungsmarkt gewährleistet werden? Wie bringen wir mehr Migrantinnen in den Arbeitsmarkt? Was unternehmen wir gegen Rassismus? Nichts, wie es scheint. Stattdessen ist im Koalitionsprogramm von einer Datenbank für ZuwanderInnen und verpflichtende Elternsprechtage die Rede. Fortschrittliche Integrationspolitik ist das nicht.

POPULÄRKULTUR

Qualitäts- oder Dumpingstrategie?

Die wirtschaftlichen Startbedingungen für Schwarzblau sind ausgesprochen positiv. Wird das genutzt werden? Das Regierungsprogramm auf dem Prüfstand.

KOMMENTAR: MARKUS MARTERBAUER



Illustration: Petja Dimitrova

Selten hat eine Bundesregierung günstigere wirtschaftliche Startbedingungen vorgefunden als die Koalition aus ÖVP und FPÖ. Der Konjunkturaufschwung, der bereits 2015 einsetzte, hat in den letzten Quartalen markant an Dynamik gewonnen, die österreichische Wirtschaft wächst so stark wie seit zehn Jahren nicht mehr. Dies hat zwei erfreuliche Auswirkungen.

Erstens resultiert die Ausweitung von Produktion, Einkommen und Nachfrage in einem kräftigen Anstieg der Steuer- und Beitragseinnahmen und das ermöglicht einen raschen Rückgang von Budgetdefizit und Staatsschulden. Letztere waren durch Banken- und Finanzkrise von 65 Prozent des Bruttoinlandsprodukts auf 84 Prozent (2015) gestiegen, heuer liegen sie nur noch bei 74 Prozent und in drei Jahren wird das Vorkrisenniveau wieder unterschritten werden. Zweitens wächst im Aufschwung auch die Beschäftigung kräftig, im Jänner lag die Zahl der Jobs um 100.000 über dem Vorjahreswert und jene der Arbeitslosen sank um 40.000.

Die Politik braucht unter diesen günstigen Rahmenbedingungen einerseits wenig tun, um Erfolge zu feiern. Andererseits sind Phasen guter Konjunktur, sinkender Staatsschulden und Arbeitslosigkeit genau jene, in

denen es ebenso notwendig wie leicht ist, die Weichen für die Zukunft zu stellen. Österreichs Wirtschaft steht – auch im internationalen Vergleich – sehr gut da, doch das macht die Herausforderungen nicht geringer: Etwa in der Verringerung der sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheit, in der Bewältigung des Klimawandels, in der Gestaltung der Digitalisierung und der Zukunft der EU oder in den Bereichen Integration, Bildung und Pflege, um nur einige der Wichtigsten zu nennen.

Nachdem der Bundeshaushalt „in Zahlen gegossene Wirtschaftspolitik“ darstellt, wird man wohl bis 21. März, dem Tag der Budgetrede, warten müssen, um konkret beurteilen zu können, wie die kurz- und mittelfristigen Weichenstellungen aussehen, die der neuen Bundesregierung vorschweben: Etwa welche Steuern wie umgestaltet werden und wem das zugutekommen bzw. wie es finanziert werden soll, oder welchen staatlichen Aufgabenbereichen in Hinkunft mehr und welchen weniger Budgetmittel zur Verfügung stehen sollen. Finanzminister Hartwig Löger blieb bislang mehr als unkonkret, sein Schlagwort vom „Sparen im System“, besonders bei Verwaltung und Förderungen, wurde schon in der Vergangenheit als Chiffre für „Sparen, aber

wir wissen nicht wo“ verwendet. Die wenigen konkreten Kürzungsvorschläge, wie jene der Einsparungen bei Familienbeihilfen, die an im Ausland lebende Kinder gehen, erweisen sich nicht nur als sozial und wirtschaftlich eher undurchdacht, sondern auch als EU-rechtswidrig.

Milliarden durch Betrugsbekämpfung

Doch kommen wir zu Erfreulichem: Das Regierungsprogramm umfasst ein klares Bekenntnis zu aktiver Steuerbetrugsbekämpfung. „LuxLeaks“, „Panama Papers“ oder der jüngste Schattenfinanzindex zeigen, wie hoch der Handlungsbedarf ist, gerade in Österreich, das die Chance hätte, aus der Schmutzdecke zu kommen und ein Vorreiter der internationalen Bemühungen zur Eindämmung der Steuervermeidungsstrategien von Unternehmen und Vermögenden zu werden. Dabei müssten Bemühungen der OECD und der EU aktiv unterstützt, die Transparenz im Inland erhöht, einschlägige Doppelbesteuerungsabkommen rasch reformiert und nach deutschem Vorbild Steuer-CDs angekauft oder zumindest verwertet werden. Eine derartige Offensive der Betrugsbekämpfung würde die große Mehrheit der steuererhlichen Unternehmen und Haushalte begünstigen

Neues aus der Parallelgesellschaft

Österreichische Muslime werden oft als religiöse Fanatiker oder als Parallelgesellschaftler porträtiert, den Durchschnitt sucht man vergeblich. Ein persönlicher und humorvoller Blick auf den Alltag einer wienerisch-muslimischen Suderantin.

TEXT: NOUR-EL-HOUDA KHELIFI

Rassismus? Business as usual

Populistische Parolen, mit denen Wahlkampf betrieben wurde, haben sich mittlerweile im Sprachgebrauch der Gesellschaft eingenistet. Denn die verantwortlichen Politiker aus der jetzigen Regierung legitimieren mit ihren gefährlichen Aussagen den Gebrauch von rassistischen und nationalsozialistischen Parolen. Der Wandel in der Gesellschaft ist spürbar. Auf der einen Seite die Zivilgesellschaft, die sich anhand von Initiativen zusammenschließt, unabhängig vom Alter und der Bildungsschicht, und entschieden gegen diese Politik der Exklusion Haltung zeigt. Auf der anderen Seite merkt man aber auch, wie ungehemmt der Ton in der Gesellschaft geworden ist, dazu mehr in der untenstehenden Anekdote. Ob auf der Straße, am Arbeitsplatz, in der Schule oder in Socialmedia – der Rassismus ist Bestandteil des Alltags. Ich kenne mittlerweile niemanden in meinem Umkreis, der nicht Opfer von rassistischer oder diskriminierender Hetze ist. Auch die körperlichen Angriffe haben zugenommen, besonders auf sichtbare Musliminnen.

Spuckende Lamas im 10. Bezirk

Tatort Wien Favoriten Reumannplatz bei der Haltestelle der Straßenbahnlinie 67. Die beißende Kälte passt zum harten Image des umstrittenen Bezirks, aber dazu ein anderes

mal mehr. Meine Schwester möchte leider nicht namentlich genannt werden, also taufe ich sie für diese Anekdote in Kunigunde um. Kunigunde und ich warten also zusammen auf die Straßenbahn, auf der Jagd nach dem qualitativ besten Döner in Wien. So weit, so gut. Bisher habe ich Ihnen ein, zwei klassische Favoritnerklischees untergejubelt. Zurück zur Geschichte. Während meine Schwester also den bunten Trubel am Reumannplatz verfolgt, telefoniere ich gerade. Mit wem, weiß ich nicht mehr genau, muss anscheinend sehr wichtig sein, wenn nichts davon hängengeblieben ist. Kunigunde frönt also der Favoritner Szenerie, ich gebe mich der Telekommunikation hin. Plötzlich passiert alles ganz schnell, aber trotzdem irgendwie in Slow-Motion für mich. Eine etwas ältere Dame trippelt an uns vorbei und sieht uns mit ekelergendem Blick an. Ich weiß, was jetzt kommen wird, meine Schwester auch. Wie zwei Geheimagentinnen nicken wir uns wortlos zu, der Person am anderen Ende der Leitung schenke ich schon längst keine Beachtung mehr. Die charmante Pensionistin verzieht plötzlich ihr Gesicht, die Grimasse lässt sich nicht ganz einordnen, der Mund nimmt eine komische Form an und gleicht dem – man möge folgende Metapher entschuldigen – Anus einer Katze. Kunigunde und ich sehen uns fragend an und prus-

ten dann vor Lachen. Die Pensionistin hatte tatsächlich den Versuch gewagt, uns anzuspucken, scheiterte aber majestätisch. Ich spekulierte zuerst auf einen kläglichen Versuch fein niesen zu wollen oder auf eine Ü70 Interpretation des Duckface. Mittlerweile habe ich inzwischen am Handy aufgelegt und kriege mich vor Lachen nicht mehr ein. Kunigunde fragt die Dame grinsend, was das werden soll, wenn´s fertig ist. Die Pensionistin hat ihre Mission nicht erfüllen können und versucht daher schnell weiterzugehen. Sie konnte es sich aber nicht verkneifen, mit zerbrechlich dünner Stimme noch ein „Ihr gehört nicht zu uns!!“ zu rufen. Und so wie es das ungeschriebene Gesetz des Karmas verlangt, stieß sie mit einem Herren mittleren Alters zusammen, der das Geschehen vorhin auch schon mitverfolgt hat und stolpert vor sich hin. Was danach folgte, war eine spanische Schimpftirade, wie man sie von Pablo Escobar aus der Netflixserie „Narcos“ kennt. In anderen Worten, nicht sehr jugendfrei. Kunigunde und ich sind nicht mehr zu bremsen, noch nie war Rassismus so armselig und lustig zugleich. Die Moral der Geschichte? Mit Rassismus kommt man nicht weit, in Favoriten erst recht nicht. Und geben Sie nichts von sich, wofür sich Ihre Enkelkinder schämen würden.



Haltungsübung Nr. 2

Mund

aufmachen.

Übung macht den Meister. Das gilt auch für unseren Kopf. Wir empfehlen dazu tägliche Haltungsübungen. Zum Beispiel: den Mund aufmachen. Immer und immer wieder. Wir üben das seit 1988.

Der Haltung gewidmet.

derStandard.at

DER STANDARD

POPULÄRKULTUR

BUCH



Mehr Kopf als Tuch

Es stimmt: Viel wird über die muslimische Frau mit Kopftuch geschrieben, doch wenig von ihnen selbst. Die Philosophin Amani Abuzahra hat die Beiträge unterschiedlicher Autorinnen in dem vorliegenden

Buch versammelt. Da es den Frauen freistand, wie sie den Text verfassen und zu welchem Thema, ist eine bunte Vielfalt entstanden. Nicht nur was Länge und Form betrifft, sondern auch die Qualität der Texte. Eines wird aber ganz klar vermittelt: Es gibt viele verschiedene Perspektiven unter muslimischen Frauen. Im Grund ist das logisch, doch es muss offenbar betont werden, weil in vielen Debatten alle so rasch in einem Topf landen. Aufschlussreich ist etwa der Text von Abuzahra, in dem sie erklärt, dass sie Europa als ihre Heimat empfindet und wenn sie Kritik an der Gesellschaft äußert, sei es auch immer Selbstkritik. Interessant auch die Sicht von Betül Ulu-soy auf die Femen-Aktivistin-

nen, die oben ohne vor einer Berliner Moschee für die Befreiung der muslimischen Frauen kämpften. Oder der Text „Eine Woche mit einer muslimischen Familie“ von Leyla Derman, der zeigt, dass sich ihr Alltag kaum von einer anderen durchschnittlichen Familie mit zwei Kleinkindern unterscheidet. Eine kleine Anekdote in ihrem Text deutet auch an, wie unterschiedlich man etwas sehen kann: Derman freut sich bei einer Reise nach London über eine Grenzbeamtin mit Kopftuch, über die unaufgeregte Selbstverständlichkeit, dass eine Staatsdienerin ein religiöses Symbol trägt, und sie beschwert sich über die in dieser Hinsicht angebliche Rückwärtsgewandtheit der deutsch-

sprachigen Länder. Über diesen Punkt könnte man eine spannende Debatte führen: Ist es nicht auch rückwärtsgewandt, wenn Religion nicht vom Staat getrennt ist? Das Buch will Vielfalt darstellen, aber auch zu Dialog und Versachlichung beitragen. Sachlichkeit zeichnet leider nicht jeden Text aus, die Beiträge sind aber eine Einladung zur Horizonterweiterung und Diskussion. (eba)

Amani Abuzahra (Hg.)

Mehr Kopf als Tuch. Muslimische Frauen am Wort.

Tyrolia Verlag 2017

144 Seiten, 14,95 Euro

BUCH



Europas längster Sommer

Maxi Obexer erzählt in „Europas längster Sommer“, mit dem sie 2017 in Klagenfurt am Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis teilgenommen hat, vom Fremdsein und von der

Hoffnung „anzukommen“: Für die einen bedeutet das Schutz vor Krieg und Verfolgung, für die anderen, wie etwa die Erzählerin selbst, bedeutet es eine mögliche neue Identität. Nun fährt sie mit dem Zug von Südtirol nach Deutschland, um dort ihren deutschen Pass entgegen zu nehmen. Auch wenn „Europas längster Sommer“ von Geflüchteten erzählt, so geht es der Autorin auch um die eigene Fremdheit und das ganz persönliche Ankommen im eigenen Leben. Der Erzählerin sitzen im Zug junge Männer gegenüber, deren Schicksal davon abhängt, ob sie auf dem Brenner kontrolliert werden, oder nicht. Welche Chancen haben sie, die offensichtlich keine Europäer sind, so wie Obexer und

die anderen Zuggäste?

Es sind viele Fragen, die die in Brixen geborene Autorin stellt. Wie kaum ein anderer Text seit der Ankunft der vielen Geflüchteten vor zwei Jahren regt Obexers Essay zum Nachdenken an: über Flucht und Fremdheit, aber auch über die Termini der Einwanderungsbürokratie. Obexer erzählt und hinterfragt auf poetische Weise, was Europa ausmacht. Sie nähert sich dabei differenziert der Idee Europa an: Was sind europäische Werte? Welche Bedeutung hat die europäische Freizügigkeit in Anbetracht der vorhandenen Einschränkungen, auch für europäische StaatsbürgerInnen? Wie sieht es mit einem europäischen Wahlrecht aus? Und wie fremd können sich in Obexers

gewählter Heimat Berlin Menschen fühlen, die zwar in der gleichen Stadt leben, aber durch die jahrzehntelange Trennung in DDR und BRD einander kulturell ziemlich fremd sind? Dass Fremdsein nicht unbedingt mit Herkunft zu tun hat, erklärt Maxi Obexer auch anhand ihrer eigenen Vita, ihres Coming-Outs. So eindringlich dieser kurze Roman auch ist, so beglückend ist er. Obexer legt nicht nur Fragen vor, sie gibt grundlegend wichtige Antworten. Empfehlung! (Evelyn Steinthaler)

Maxi Obexer

Europas längster Sommer

Verbrecher Verlag, 2017

112 Seiten, 19 Euro

(E-Book: 12 Euro)

Ausbilden statt Abschieben

Rudi Anschöber wollte nicht zusehen, wie gut integrierte junge Flüchtlinge aus der Lehre gerissen und abgeschoben werden. Seine Initiative hilft auch den Unternehmen.

TEXT: MUHAMED BEGANOVIC

Man könnte Rudi Anschöber als einen Politiker bezeichnen, der nicht zögerlich ist, wenn es darum geht, Menschen zu helfen. Als Landesrat für Integration, Umwelt- Klima- und Konsumentenschutz ist der Grüne aufgrund der Proporzregelung Mitglied der oberösterreichischen Landesregierung. Lange könnte man über seinen Einsatz für Klimaschutz schreiben, doch hier soll es um Anschöbers jüngste Initiative für Geflüchtete gehen. Immer wieder kommt es vor, dass Jugendliche, die in Österreich eine Lehre begonnen haben, einen negativen Asylbescheid erhalten und abgeschoben werden sollen. Auch, wenn sie sich schon dritten Ausbildungsjahr befinden, auch wenn sie Deutsch sprechen und das, was man als gut integriert bezeichnet, sind. 30 solcher Fälle gab es Ende 2017 allein in Oberösterreich. Einige Betroffene wendeten sich an Anschöber, dazu zählten auch UnternehmerInnen, die gute Lehrlinge nicht verlieren wollten. Für sie bedeutet der Verlust eines Lehrlings ein ernsthaftes Problem, da sich zu wenige Jugendliche für eine Lehre melden. Für Oberösterreich zeigt die Statistik für die vergangenen Jahre einen Rückgang um zwei bis fünf Prozent.

Betroffene vernetzt

Dass Jugendliche, die als Flüchtlinge nach Österreich gekommen waren, sich für eine Lehre interessieren, sei von nicht wenigen Unternehmen mit Begeisterung aufgenommen worden, erzählt Anschöber. Viele Firmen hätten sich von sich aus gemeldet. Seit



Integrationslandesrat Rudi Anschöber erhielt großen Zuspruch von Unternehmen.

einem halben Jahr habe sich die Freude allerdings in Sorge gewandelt, da die erfolgreiche Aktion, Flüchtlinge als Lehrlinge in so genannte Mangelberufe zu vermitteln, durch Abschiebungen gefährdet war. Kurzerhand setzte Anschöber die „Petition gegen die Abschiebungen unserer künftigen Fachkräfte“ auf, die „Ausbildung statt Abschiebung“ forderte. 36.641 Menschen unterschrieben, viele Personen aus der Zivilbevölkerung, aus Kultur und Wirtschaft wollten die Initiative unterstützen. Der Kabarettist und Schauspieler Josef Hader wird auf der Website www.openpetition.eu mit den Worten zitiert, dass die Abschiebung von Lehrlingen „nicht nur menschlich höchst fragwürdig, sondern auch ökonomischer Unsinn“ sei. Anschöber zeigt sich jedenfalls über die breite Beteiligung zufriede-

den und meint: „Ein großartiges Ergebnis“. Für die Initiative habe man die Betroffenen vernetzt und erste Gespräche mit Regierungsmitgliedern gestartet. Nun könnten die Beschlüsse von Gemeinden und Bundesländern folgen. Anschöber schlägt vor, das in Deutschland erfolgreiche „3+2“-Modell auch in Österreich einzuführen. Dieses sieht vor, dass Flüchtlinge, die eine Ausbildung beginnen, eine Garantie bekommen, die Lehre beenden und danach zwei Jahre arbeiten zu dürfen – und zwar unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus. In Deutschland ermöglichte das Modell bislang über 7.000 minderjährigen Asylwerbenden, ihre Ausbildung erfolgreich zu beenden. Der Kampagnendruck wirkte sich auch auf Bundesebene aus, ein erstes offizielles Gespräch mit Sozialministerin Beate Hartinger-Klein fand bereits statt. Sie soll laut Anschöber Interesse am deutschen Modell gezeigt und eine sachliche Überprüfung versprochen haben. „Wenn die Bundesregierung die deutsche Lösung übernimmt, dann ist ein großes Problem gelöst“, so Anschöber. Dann gäbe es Hoffnung – sowohl für die Flüchtlinge als auch für die österreichischen Betriebe. In den kommenden Wochen möchte Anschöber weitere Gespräche führen, etwa mit Bildungsminister Heinz Faßmann, Außenministerin Karin Kneissl, Wirtschaftsministerin Margarete Schramböck, Innenminister Herbert Kickl und Bundeskanzler Sebastian Kurz. Ob sie ihm alle einen Termin gewähren, ist ungewiss. Das wird Rudi Anschöber aber nicht davon abhalten, weiterzumachen.

POPULÄRKULTUR

BUCH



Unter Extremisten

Ein Buch, das sich wohl von vielen anderen zu diesem Thema unterscheidet: Ramazan Demir ist Religionslehrer und Gefängnisseelsorger, der einen viel umfassenderen Blick als jenen auf spektakuläre Fälle von islamistischen Irrläufern

einbringen kann. Die Empathie, die immer wieder durchscheint, ist aber eine seelsorgliche und keine, die Ramazan Demirs Analysen verwässert. Während er verschiedene Fälle junger Männer beschreibt, die von ihm in der Justizanstalt Josefstadt betreut werden, erlaubt er sich viele kleine Exkurse, die den LeserInnen ein wichtiges Verständnis für die Materie vermitteln. Über den Koran, die Hadithe und die Sunna und das Unwissen darüber, das Jugendliche für eine Radikalisierung ansprechbar macht. Während die öffentliche Diskussion vom rechtspopulistischen Diskurs des Islam als radikaler Religion bestimmt wird, wird – wie in vielen anderen wissenschaftlichen Studien – auch in Demirs Buch deutlich, dass ge-

rade fehlendes Wissen über die eigene Religion Jugendliche besonders ansprechbar macht für Obskuranten aller Art. Demir kann als Imam, Religionslehrer einer Schule und als Gefängnis-seelsorger auf einen reichen Erfahrungsschatz zurückgreifen. Im Buch formuliert er etwa launig zehn Todsünden bzw. zehn Gebote im Fall einer Radikalisierung über Ursachen und zu den Maßnahmen der Gegensteuerung. Neben mangelnden Wissen über den Islam zählt er weitere Mängel auf: an Perspektiven, an Selbstbewusstsein, an einer fehlenden Vaterfigur, aber auch Gruppendruck und soziale Ausgrenzung an. Und sechstens: Ungelöste Fragen zur eigenen Identität. Was ist meine Heimat? Immer wieder beschreibt Demir konkre-

te Szenen im Gefängnis, wie junge Männer den persönlichen Kontakt suchen, sich anvertrauen wollen oder gegen ihn argumentieren, im Zweifel über sich selbst. Einzelfälle, die Demir, übrigens Initiator einer Petition von Imamen gegen Extremismus, auf patriarchale, oft autoritäre Familienstrukturen zurückführt. Demir ist ein Aufklärer in Fragen des Islam, auch in diesem lesenswerten Buch. (*gun*)

Ramazan Demir

Unter Extremisten. Ein Gefängnis-seelsorger blickt in die Seele radikaler Muslime.

Verlag edition a, 2017
240 Seiten, 21,90 Euro

BUCH



Automatisierung und Ausbeutung

Die Erwerbsarbeit wird durch Digitalisierung und Computerisierung abgeschafft, so lautet eine gängige Zukunftsprognose, und unklar ist dabei, ob uns

das in ein Elend der Massenarbeitslosigkeit stürzt oder eine vielversprechende Perspektive beschert, nämlich weniger arbeiten zu müssen und dennoch gut leben zu können. Der Wissenschaftsjournalist Matthias Martin Becker beschäftigt sich seit Jahren mit diesem Thema und kommt zu etwas anderen Erkenntnissen. Die Arbeit wird keineswegs abgeschafft, sondern geteilt, verdichtet, ausgelagert, neu organisiert. Der Mensch wird nicht obsolet, sondern in anderer Funktion gefragt. Die Digitalisierung bedeutet in erster Linie mehr Transparenz, mehr Kontrolle und damit mehr Stress aber weniger Lohn. Becker zieht einen Vergleich mit der Industrialisierung, die

sich nun auf andere Form mit ihren Regulationsregimen wiederholt. Diese Szenarien spielt der Autor in verschiedenen Bereichen durch, von der Content-Industrie bis zum algorithmischen Steuerung. Trotz der etwas abstrakt klingenden Inhalte verwendet Becker dabei immer eine verständliche Sprache und bleibt möglichst konkret an einem Arbeitsalltag. Das wird besonders am Kapitel über die Agrarindustrie 4.0 deutlich. Klingt nach Spartenprogramm, doch Becker gelingt es, die Veränderungen in der Landwirtschaft auf ein allgemeineres Level zu heben. „Wer automatisieren will, muss standardisieren“, heißt es da etwa und immer wieder wird auch

in diesem Buchabschnitt deutlich, wie allumfassend unser gesamtes Leben neu geregelt wird. Dabei vergisst Becker auch soziale Fragen nicht, bezieht sich auf die Entwicklung des Mindestlohn in der Landwirtschaft oder zeigt auf, dass es bereits jetzt weltweit 1,5 Milliarden unfreiwillig Unterbeschäftigte gibt. Sei es durch Arbeitslosigkeit oder Teilzeitarbeit. Unser Wirtschaftssystem ist bereits jetzt auf vielfache Weise an seine Grenzen gestoßen. (*red*)

Matthias Martin Becker

Automatisierung und Ausbeutung. Was wird aus der Arbeit im digitalen Kapitalismus?

Promedia Verlag 2017
240 Seiten, 19,90 Euro

POPULÄRKULTUR

BUCH



Handbuch Reichtum

Reichtum und die Frage der Leistung, diese Konstellation wird in Österreich nicht erst seit einem polizeilich abgehörten Telefonat diskutiert. Wie Statistiken regelmäßig darstellen, wird man durch Arbeit nicht unbedingt reich. Durch Erb-

schaften mitunter schon. Auf die Frage, ob bei Erbschaften nicht auch Leistung drinsteckt, antwortet Ko-Herausgeber Martin Schürz in einem Standard-Interview pointiert: „Die Leistung besteht darin, aus der richtigen Gebärmutter zu schlüpfen, die Tüchtigkeit der Eltern aber ist nicht auf die Kinder vererbbar.“ Das „Handbuch Reichtum“, von vier WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Gebieten herausgegeben, stellt in acht Kapiteln und zahlreichen fundierten Beiträgen die wesentlichen Fragen zum Thema: Wie hat sich Reichtum global und in Europa entwickelt? (Spoiler: so ungleich wie nie zuvor.) Welche Legitimationen finden sich in der Theorie? Wie macht sich Reichtum konkret bemerkbar, etwa in Form eines neuen Kunstmark-

tes? Oder: Wie wirkt sich Reichtum auf den demokratischen Grundkonsens unserer Gesellschaft aus? Wie nehmen Konzerne durch ihr Lobbying auf Brüssel Einfluss? Harald Trabold zitiert in seinem Beitrag „Reichtum macht Politik“ den Ökonomen und Nobelpreisträger Paul Krugman mit den Worten „we’re also on a path back to ‚patrimonial capitalism‘“. Trabold wirft die Frage auf, ob wir noch in einer Demokratie leben oder auf dem Weg in De-Facto-Plutokratien seien. Denn Wirtschaft und Demokratie würden in westlichen Staaten immer stärker miteinander verwachsen.

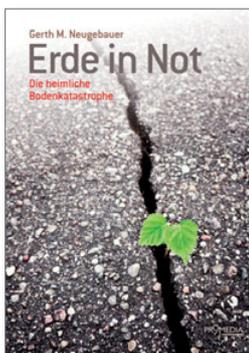
Dass Ungleichheit nicht unbedingt als bedauerliche Entwicklung angesehen wird, erfahren wir in einem Rekurs auf einen der Vordenker des Neoliberalismus, Friedrich August Hayek.

Der österreichische Ökonom bezeichnet Ungleichheit in einem Interview aus dem Jahr 1981 als „höchst erfreulich“, weil sie ein Signal für Leistung sei. Umverteilung würde dieses Signal hingegen lähmen. Thatcher und Reagan hatten zur gleichen Zeit diese Lehren umgesetzt und eine „Ungleichheitswende“ eingeleitet. Die Folgen sozialer Verwerfungen lassen sich heute tagtäglich beobachten – und mit diesem Buch besser verstehen. (gun)

Nikolaus Dimmel, Julia Hofmann, Martin Schenk, Martin Schürz (Hg.)
Handbuch Reichtum. Neue Erkenntnisse aus der Ungleichheitsforschung

StudienVerlag 2017
508 Seiten, 44,90 Euro

BUCH



Erde in Not

Es ist kein Geheimnis mehr, dass die konventionelle Landwirtschaft durch den Einsatz von Pestiziden, Fungiziden, Herbiziden, Insektiziden usw. die Erosion fruchtbarer Bö-

den in großem Tempo vorantreibt. Böden, die so ausgelaugt sind, dass das Gemüse daraus kaum mehr Nährstoffe und Vitamine produziert. In seinem Buch spricht Autor Gerth Neugebauer davon, dass jährlich 70.000 km² an fruchtbaren Böden durch Erosion, Versalzung, Kontamination oder Versiegelung vernichtet werden. Das entspricht einer Fläche so groß wie Irland. Neugebauer bezeichnet das als die weltweit größte Ökokatastrophe, die seit Jahrzehnten schleichend vor sich geht. Mit seinem Buch möchte der Autor darauf hinweisen und kommt exemplarisch auf die Bodenvernichtung in Spanien, insbesondere Andalusien zu sprechen, wo illegale Brunnen,

ein internationaler Wasserdiebstahl, die Errichtung von Monokulturen etwa von Eukalyptusbäumen und schier unendliche Plastikgewächshäuser zu einer massiven Austrocknung und Erodierung der Böden geführt haben. Interessant, wie der Autor Kapitel folgen lässt, in denen er sich auch mit alternativen Entwürfen beschäftigt, von denen freilich nicht jeder erfolgreich war. Auf der Internationalen Gartenschau in Wien präsentierte der Maschinenbau-Ingenieur Othmar Ruthner bereits 1964 einen 41 Meter hohen Turm als Gewächshaus. Dessen landwirtschaftliche Anbaufläche entsprach etwa tausend Quadratmeter Boden. Jahrzehnte später waren ähnliche Projekte in

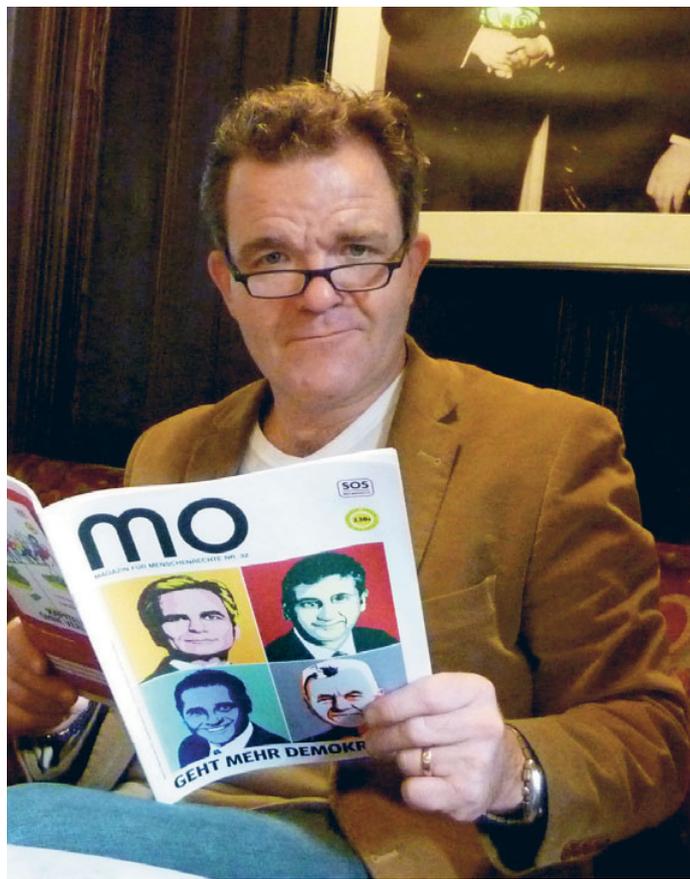
den Niederlanden oder Japan geplant. Sie scheiterten schließlich am ressourcenintensiven Betrieb. Eine Systemumstellung, das wird in „Erde in Not“ klar, ist unumgänglich. (red)

Gerth M. Neugebauer
Erde in Not. Die heimliche Bodenkatastrophe.

Promedia Verlag 2017
116 Seiten, 19,90 Euro

**„Menschenrechte gehen
uns alle an. Mir ist die
unabhängige Aufbereitung
von Menschenrechtsthemen
im MO-Magazin von SOS
Mitmensch 86 Euro im
Jahr wert. Ihnen auch?“**

Cornelius Obonya



ABO-BESTELLUNG

MO-Soliabo – 4x jährlich MO lesen um 86 Euro

ZAHLUNGSART

Einziehungsermächtigung (Einzug 1x jährlich)

IBAN

BIC

Vorname, Name

E-Mail

Zahlschein

LIEFERADRESSE

Vorname, Name

Adresse

PLZ | Stadt

E-Mail

E-Mail abo@momagazin.at

Fax 01/524 99 00-9

Post SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2, A-1070 Wien



**MO – Die Menschenrechte
im Auge behalten!**

SOS MITMENSCH

TEXT: ALEXANDER POLLAK

UTE-BOCK-PREIS

Auszeichnung für Holocaust-Überlebende

Der Ute-Bock-Preis für Zivilcourage wurde heuer an Helga Feldner-Busztin und Rudolf Gelbard vergeben. Ihr großer Einsatz für die Aufklärung über die Nazizeit wurde gewürdigt. Der mit 7.000 Euro dotierte Preis wurde im Rahmen der 25-Jahr-Matinee von SOS Mitmensch überreicht. Die Laudatio hielt der Autor Doron Rabinovici. Die 1929 geborene Helga Feldner-Busztin und der 1930 geborene Rudolf Gelbard ge-

hören zu den letzten noch lebenden ZeitzeugInnen des Holocaust. Sie mussten als Kind den „Judenstern“ tragen und wurden später in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Viele Mitglieder ihrer Familien wurden ermordet. Feldner-Busztin und Gelbard riefen nach der Nationalratswahl in Videobotschaften dazu auf, keine Rechtsextremisten in die Bundesregierung zu holen.



Ute-Bock-Preis für die Shoa-Überlebenden Helga Feldner-Busztin und Rudolf Gelbard.

SOS MITMENSCH-JUBILÄUM

25-Jahr-Matinee im vibrierenden Burgtheater

Viel Emotion in einem vollen Burgtheater und immer wieder Standing Ovationen. Die 25-Jahr-Matinee von SOS Mitmensch stand im Zeichen unermüdlicher Menschenrechtsarbeit, der Ermutigung zu Zivilcourage und der Trauer um die verstorbene Ute Bock.

Maschek eröffneten die Matinee mit viel Witz und einer schockierenden Version von „Last Christmas“. Es folgten Eröffnungsworte durch Claudia Kaufmann-Freßner, Künstlerische Generalsekretärin des Burgtheaters. Anschließend übermittelte Moderatorin Zeynep Buyrak Grußworte von Bundespräsident Alexander Van der Bellen und seine Trauerbotschaft zum Ableben



Volles Haus zur Jubiläumsfeier in der Burg.

von Ute Bock. Burgtheater-Doyenne Elisabeth Orth verlas Texte von Elfriede Jelinek und Ewald Palmethofer.

Im Thementeil erzählte Stefanie Sargnagel über ihre Erlebnisse als Fluchthelferin, Dirk

Stermann berichtete über seine Erfahrungen mit der Fremdenbehörde, Angela Magenheimer sprach über die Hürden für binationale Ehepaare, Elias Bierdel betonte die Notwendigkeit, bockig zu sein, und Imam Ramazan Demir, Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg und Pfarrer Wolfgang Pucher diskutierten über Zivilcourage in der Religion. Dazwischen trat die Musikgruppe MoZuluArt stimmungsvoll auf und Christoph und Lollo sangen über „Islam“ und „Du weißt ja wie die sind“.

Nach einer Trauerminute für die große Ute Bock, wurde am Ende der Matinee als Höhepunkt der Ute-Bock-Preis für Zivilcourage überreicht.

12. Juni Kunstauktion von SOS Mitmensch

Unbedingt vormerken: Am Dienstag, den 12. Juni findet die kuratierte Benefizkunstauktion von SOS Mitmensch zum 18. Mal statt. Diesmal an einem neuen Ort: In der Aula der Wissenschaften, Wollzeile 27, 1010 Wien. Großartige Kunstwerke werden für einen guten Zweck versteigert. Weitere Infos in Kürze auf unserer Webseite.

Unsere Recherchen zu Strache & Co

Die von SOS Mitmensch ans Tageslicht beförderten Fakten zu den Verstrickungen der FPÖ-Parteiführung in Antisemitismus, Rassismus und neonazinahe Kreise wurden in den vergangenen Wochen zehntausendfach abgerufen und geteilt. Unsere Webseite www.sosmitmensch.at ist zu einem wichtigen Infoportal über Rechtsextremismus geworden.

Trauer um die große Ute Bock

Wir trauern um eine der beeindruckendsten Persönlichkeiten Österreichs. Ute Bock hat dort geholfen, wo andere und insbesondere der Staat nicht helfen wollten. Ute Bocks Vermächtnis lebt weiter. Ihre unbeirrbar Menschlichkeit ist für viele Inspiration. Der von ihr gegründete Verein setzt seine wichtige Arbeit fort.



Lichtermeer am Heldenplatz.

ANDERE ÜBER ...

KOMMENTAR

Katharsis ist nötig

Wie könnte die Arbeit der FPÖ-initiierten Historikerkommission über das „Dritte Lager“ aussehen?

KOMMENTAR: STEFAN KARNER

Die Entwicklung und Geschichte des so genannten Dritten Lagers in Österreich vom 19. Jahrhundert bis heute aufzuarbeiten, macht als umfangreiches, wissenschaftliches Projekt Sinn. Zwar gibt es zahlreiche Studien, Bücher und Schriften, die sich mit Fragen des Deutschnationalismus, mit den Parteien des „Dritten Lagers“, mit einzelnen Persönlichkeiten und einzelnen historischen Schlüsselereignissen beschäftigen. Das Haus der Geschichte in St. Pölten zeigt seit September 2017 mit großem Erfolg gerade auch die Geschichte des „Dritten Lagers“ und seine zunehmende Integration in die NS-Bewegung ab 1931. Hugo Portisch hat sich in seinen Dokus besonders auch dieser Thematik angenommen. Dennoch: Eine zusammenfassende, breit aufgestellte Publikation, die Antworten auf die aufgetretenen, aktuellen Fragestellungen gibt, durchaus auf Basis der historisch relevanten Rückbezüge ins 19. Jahrhundert, fehlt bislang.

Selbstredend gehört zu einer breiten wissenschaftlichen Aufarbeitung auch der breite Quellen-Zugang sowie die Möglichkeit für die Kommission, frei und ohne Einschränkungen arbeiten zu können. Dabei geht es nicht nur um den Anlassfall, die Themen rund um die Korporationen des „Dritten Lagers“, um deren tatsächliches oder vermeintliches Liedgut – teilweise altes, aus dem 19. Jahrhundert stammendes und auch von anderen Verbänden verwendet, teilweise offenbar für die Korporationen umgetextet. Interessant erscheinen die Themen um den Verband der Unabhängigen,

als teilweiser Vorgänger-Organisation der FPÖ, die mitunter gesuchte und gefundene politische Nähe zu ehemaligen NS-Leuten, wenn man sie politisch gebraucht hat. So geht es weit darüber hinaus etwa auch um die aufgeworfenen Fragen der deutschen Kulturgemeinschaft, um die Fragen des Verhältnisses zu Nation und Staat, es geht um das österreichische NS-Verbotsgesetz von 1945, seine Novellen und ihre Anwendung, oder auch um Netzwerke und um den Bodensatz an Antisemitismus, nicht nur in der FPÖ.

Gerade von diesem wegzukommen, gehört zum Grundpfeiler, zur Substanz unserer Republik, die als Antithese zum Nationalsozialismus nach 1945 aufgebaut wurde. Auch von ehemaligen korporierten Mitgliedern, die nach dem Krieg und nach der NS-Zeit bereit waren, die ausgestreckte Hand von Opfern jener Jahre zu ergreifen und den demokratischen Weg der Republik mitzugehen. Ein undifferenziertes Burschenschaftler-Bashing ist sicherlich kontraproduktiv. Zu sehr verflochten ist die Geschichte unserer Republik auch mit Mitgliedern von Korporationen.

Unklar ist bislang das Format einer derartigen Kommission. Auch wenn es etwa den Vorschlag gibt, eine „interne Arbeitsgruppe“ zu bestellen, so meine ich doch, es sollte eine breit aufgestellte Wissenschaftler-Kommission mit dieser Aufgabe befasst werden. Ihre Ergebnisse und Beurteilungen hätten viel größere Akzeptanz und würden die notwendige Katharsis auf eine akzeptierte wissenschaftliche Basis stellen. Katharsis



Illustration: Petja Dimitrova

ohne zu wissen, worum es eigentlich geht, ohne Tiefenschärfe, wäre jedenfalls keine Katharsis.

Dass der Untersuchungszeitraum nicht erst mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges beginnt, sondern deutlich früher angesetzt wird, wäre jedenfalls zweckdienlich. Eine unabhängige Historikerkommission böte – analog zu SPÖ und ÖVP – sicherlich auch die von der Freiheitlichen Partei, wie man hört, erhoffte Möglichkeit, sich „neu aufzustellen“ und auf Basis eines gesicherten, historischen Wissens über die eigene Geschichte, im Anlassfall klar Stellung beziehen zu können.

ZUR PERSON

Stefan Karner

Der Historiker Stefan Karner hat eine Professur an der Karl-Franzens-Universität Graz und ist dort Vorstand des Instituts für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte. Er ist zudem Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung. Karner ist Autor zahlreicher Publikationen, u.a. „Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945“ (1986), „Zwangsarbeit in der Land- und Forstwirtschaft auf dem Gebiet Österreichs 1939–1945“ (2004), „Kärnten und die nationale Frage im 20. Jahrhundert“ (2005, Hrsg.), „Krieg. Erinnerung. Geschichtswissenschaft“ (2009, Hrsg.), „Halt! Tragödien am Eisernen Vorhang“ (2013)



Asyl ist ein Menschenrecht. Arbeit ein Grundrecht. Unterstützen Sie unsere Aktionen für mehr Menschenwürde: IBAN: AT 876 000 000 091 000590 BIC: OPSKATWW
www.sosmitmensch.at



DANKESCHÖN!

An alle unsere InserentInnen, SponsorInnen und SpenderInnen 2017 und alle, die uns und unsere Kolporteurs durch den Kauf dieses Magazins unterstützen! Sowie an folgende Spielstätten:





Kunst auktion 2018

Dienstag 12. Juni 2018, 19 Uhr
Aula der Wissenschaften, Wollzeile 27a, 1010 Wien
www.sosmitmensch.at

Kunstauktion zeitgenössischer Kunst zugunsten von SOS MITMENSCH

